Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 29 — Marburg i. H., den 19. Juli — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: „Christus allein“ — Weltfrömmigkeit und Christentum: 5. Der persönliche Gott und das Allbewußtsein — Eine Säkularfeier der Wissenschaft (Harnack, Geschichte der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin) — Die gefährdete evangelische Mission in Nordostchina — Ein Ziegelerdichter. Ein Lichtbild aus der sittlich-religiösen Gedankenwelt unsrer Industriearbeiter — Die Ritschlianer im Fall Weingart. Thatsächliches aus Hannover. Mit Nachwort des Herausgebers — Verschiedenes: Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben; Thomas von Kempen; Die Fußspuren des lebendigen Gottes (Funcke); Gesammelte Schriften von Friedrich Wilhelm Dörpfeld — Quittung — Anzeigen

„Christus allein“

Ihr seid teuer erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte.

Ich erinnere mich nicht, einen Menschen kennen gelernt zu haben, der der Meinung war, weil die Sonne allein von Grund aus erwärmt, dürften wir Winters nicht heizen. Aber ich habe Einige kennen gelernt, die meinten, daß Christus allein uns erlösen müsse.

Sie wissen nicht, daß Erlösung etwas Tägliches und Stündliches ist ebensogut wie die Bekehrung im Lutherschen Katechismus. Sie wissen nicht, wie viele Erlösungen sie selbst brauchen. So angestrengt, so unerlöst, diese Einmalerlösten, Doppeltgebundnen!

Aber es hat Klang, das „Christus allein!“ Man kann nicht dagegen an. Indessen man kann fragen, wer Christus ist. Sie thuen immer so, als ob er ein im Jahre 29 unsrer Zeitrechnung gestorbener Mann wäre; und wenn er das nicht ist, so ist er sicherlich ein viele tausend Sonnenweiten von uns entfernt irgendwo lebendes Erinnerungsbild jenes Frühverschiedenen. Aber nach Paulus ist Christus die Gemeinde, Kopf, Herz und Geist der Gemeinde. Du bist Christus. Du sollst Christus sein, lebend und sterbend für die Deinigen und für Viele.

Und es geht heute noch viel Christus unerkannt, unverstanden, gehöhnt und mißhandelt durch die Welt. Viel Christus kommt alle Tage in sein Eigentum und die Seinen nehmen es nicht auf.

„Christus allein,“ ich höre es wohl; aber mir ist, als meinten sie einen Teil Christus, den sie gegen den andern Teil ausspielen, eine bestimmte Ueberlieferung von Christus, eine mehr naive oder eine mehr gelehrte, je nachdem, aber eine Ueberlieferung, eine, die man gedruckt bekommen kann, auf Papier gedruckt, ausgelegt und mit Anmerkungen versehen; diese für sich unter Ausschluß der entgegengesetzten, die ist ihnen „Christus allein.“ Mir ist, als sähe ich sie wieder um den angeblich ungenähten Rock Christi würfeln, während der Lebendige ihnen gleichgiltig leidet.

Christus warf einst einen schwachen Abglanz seiner Heiligkeit auch auf das Papier, das von ihm sprach. Jetzt scheint das unfehlbar heilige Papier einen schwachen Schein seiner Heiligkeit auf Christus hinüber. Nur einen schwachen Schein; denn wieviel Christus wird durch das bischen Papierglanz erhellt. Alles Andre ist unheilig und die Christenheit sehr arm geworden.

Bonus

Weltfrömmigkeit und Christentum

5. Der persönliche Gott und das Allbewußtsein

Es kommt wenig darauf an, daß wir einen Gott, der persönlich und zugleich All-erfüllend ist, denken können. Wenn wir ihn mit den verschiedenen Seiten unsers Wesens als einen solchen erleben, so ist das für den religiösen Menschen genug.

Wir können ja überhaupt Gott nicht denken. Und das beste Bild, das unser Menschenbewußtsein uns von Gott malt, wird dem Ewigen so viel gleichen, als der Strahlensonne das Bildchen gleicht, das unbeholfen, aus einem Kreis und sechs Strichen, Kinderhände auf eine Schiefertafel malen.

Doch ist es unmöglicher nicht, sich einen persönlichen Gott, der das All ist, zu denken, unmöglicher nicht, als sich in dieser lebenrauschenden Welt vorzustellen, daß das All tot sei, oder aber, daß Gott, sein Leben und Geist, getrennt von ihm über ihm schwebe.

Ein Versuch.

Zwei Ansichten stehen als unumstößlich fest einander gegenüber: Das All-Leben hat nicht Bewußtsein. Und: Der persönliche Gott ist weltverschieden.

Und woher wissen wir, daß das All-Leben nicht Bewußtsein hat? Eine einzige Stelle giebt es im All, an der wir in seine Innenseite hinein schauen und sein Leben unmittelbar belauschen können: unser eigenes Innere. Denn unser Inneres hat Teil an der Innenseite des Alls. Und dort begegnen wir dem Göttlichen in einer solchen Form, daß wir nicht anders können als es ein persönliches nennen.

„Aber dem begegnen wir eben nicht!“ werfen mir da die Pantheisten ein; „und wir nennen so Etwas Aberglauben.“ Nun, es giebt auch Menschen, die keiner Schönheit begegnen. Und die Schönheit ist doch da. — Sinne, äußere wie innere, müssen geweckt werden; man muß sie üben, indem man auf ihre Wahrnehmungen achtet. Wer Gott nie in seinem Innern begegnet ist, hat wohl nicht auf ihn achten gelernt; oder er nennt ihn vielleicht nur anders: „Gewissen,“ „Eingebung.“

Aber setzen wir einmal den Fall, das All-Leben hätte Bewußtsein. Wie würde sich das in der umgebenden Welt unsrer Wahrnehmung bemerkbar machen?

Die Natur müßte uns lebendig anblicken; in aller Unendlichkeit uns so verwandt, daß unser Auge davon bewegt würde wie von einem Blick in Seelentiefen. Sie müßte vertraut zu uns reden; nicht mit Menschenworten, aber in einer Sprache, die unser tiefstes Wesen verstände, heilig, über alle Worte hinaus. — Und die Natur müßte alle jene Stimmungen in uns wecken, die der Fromme seinem persönlichen Gott gegenüber empfindet: tiefe, anbetende Ehrfurcht; zu Zeiten erschüttertes Grausen und Entsetzen, und doch tiefes Vertrauen. Eine starke innere Forderung des Gehorsams gegen ihren Willen, und die Ueberzeugung von der Harmonie und Weisheit dieses Willens. Selige Liebe zu ihr, und in ihrem Genießen ein geheimnisvolles Gefühl, sich selbst zu verlieren, in ihr aufzugehn, und in solchem Aufgehen das eigene wahre Leben tiefer, schöner, herrlicher zu fühlen, erlöst von der Gebundenheit.

Kennt ihr Pantheisten solche Stimmungen? Ihr braucht den persönlichen Gott nicht, — weil ihr ihn habt. Weil ihr denselben Gott, mit denselben Stimmungen, so tief und stark erlebt als All-Natur.

Wie aber müßte das forschende Auge der menschlichen Wissenschaft dem Allbewußtsein begegnen? Es könnte ja immer nur die Außenseite seiner Regungen erkennen. Aber da entdeckte sie jenes wunderbare Gesetz von der Erhaltung der Kraft, welches ahnen läßt, daß tiefe Geheimnisse des Lebens hinter den natürlichen Zusammenhängen des Alls verborgen liegen. Die Wissenschaft dürfte nicht an eine Grenze gelangen, wo das Empfinden aufhört; alles Seiende müßte empfinden. Und schon fängt sie auch wirklich an zu erzählen, „daß sie ohne die Hypothese vom empfindenden Molekül die Probleme der chemischen Verwandlungen nicht lösen könne.“ Und die Wissenschaft steht erst an ihrem Anfange; vor ihr liegen die Fernen voller Herrlichkeit.

Und woher wissen wir, daß der persönliche Gott weltverschieden ist?

Weil zum Begriff des Persönlichen die Begrenztheit gehört?

Unser persönliches Leben trägt freilich den Stempel der Begrenztheit, es lernt sich selbst fühlen, indem es sich von der Umgebung unterscheidet. Aber daß wir doch nur nicht Gott zum Abbild unsres engen Selbst machen! Nicht das war die Meinung jener religiösen Erfahrung, die uns veranlaßte, Gott persönlich, ihn ein Ich zu nennen, daß er begrenzt sei! Sondern daß ihm Nichts fehle an höchstem Leben: daß er sich selbst fühle! Daß uns Nichts fehle an höchster Liebe, die uns fühlend entgegenkommt.

Im Sinne der Begrenztheit ist Gott nicht persönlich.

Wollen wir unsern Gott durch den Begriff des Persönlichen nicht entwürdigen, klein, eng, menschenähnlich machen, so müssen wir, in anbetender Ehrfurcht, sein Selbstgefühl in Vollendung denken: an Ausdehnung unbegrenzt; unbegrenzt aber auch an Kraft. Wie eng und dürftig und dunkel ist unser Bewußtsein! Selbst wo es am klarsten ist, ist es dumpf, und gleich fängt das Unbewußte an. Gottes Selbstgefühl müssen wir uns vorstellen als grenzenlos Alles, ja Alles fühlende lichtvolle Glut, sodaß unser eigenes fühlendes, wissendes Leben davor weit, weit zurückbleibt als kleiner, armer, schwacher Wiederschein.

Wenn wir nun anfangen wollen, uns unsern persönlichen Gott wahrhaft göttlich zu denken, so wird er uns ganz von selber All-erfüllend.

„Allgegenwärtig, ja! aber doch weltverschieden.“ *)

Nein, allfühlend! Das Allfühlende aber muß das All in sich tragen, muß das All sein.

Unbegrenztes Selbstbewußtsein! nur wo Unterscheidung ist, ist aber Gefühl, ist Bewußtsein. Und kann sich das unbegrenzte Bewußtsein nicht durch Unterscheidung von etwas außer ihm Liegenden fühlen, so muß in ihm selber Mannigfaltigkeit sein. Der allfühlende Gott muß Einheit und Vielheit zugleich sein, wie diese wunderbare Welt, die uns umgiebt. (In der wir eine jede Sache, wenn wir sie begreifen wollen, unwillkürlich immer erst zerlegen und dann wieder zusammenschauen; in der eine jede Sache mit ihren Genossen zu einer höheren Einheit gehört, sodaß der Menschengeist von ihrer Besonderheit zu immer höherer und weiterer Allgemeinheit hinaufsteigen kann.)

Ist nicht auch unser eigenes Bewußtsein Einheit und Vielheit zugleich? Liegen hier nicht die großen Geheimnisse und Rätsel, die es uns ganz unmöglich machen, den persönlichen Gott so einfach als Geist über der Welt zu denken?

*) Daß Stoff und Geist verschiedene Dinge seien, die im Verhältnis von Ursache und Wirkung zu einander stehen („Gott hat die Welt geschaffen,“ oder: „Die Welt ist Materie, und der Geist ist Produkt“) das kann ich mir nicht gut vorstellen, wenn ich doch bemerke, daß jedes Künstlers Blick sie als lebendige Einheit schaut. Wer jemals, ohne Theorie, recht herzlich Schönheit genossen hat, der weiß doch: da war nicht Stoff, da war nicht Geist, da war Beides in lebendiger Einheit! Es wird wohl in Wahrheit Stoff und Geist ein einziges Lebendiges sein, das wir nur, nach der Art unsrer Organisation, auf diese zweifache Weise wahrnehmen.

Ja, wer da von sich selber glaubt, er brauche ja nur als vernünftiger Geist das Rechte zu erkennen, sich dann mit seinem freien Willen dafür zu entscheiden, und es dann auszuführen, — wie sein eigenes Ich so einfach ist, dem wird auch der persönliche Gott etwas sehr Einfaches sein.

Wer aber jemals mit Bangen oder mit Staunen aufmerksam in sich hineingelauscht hat und entdeckte, welche Mannigfaltigkeiten, welche Gegensätze dort ihr Spiel haben: — da ist ein Gewoge von Trieben und Gefühlen, Stimmen und Bildern, ein Widerstreit, ein Ineinander-Fügen, und mitten in dem Gewirr ist Etwas, das schaut und fühlt es — in alle der Mannigfaltigkeit ein Einheitliches; das nimmt Stellung, es fühlt ein gewisses Bestimmungsrecht, und eine Bestimmungspflicht; es fühlt Verantwortung, und ist doch gebunden an diese wogenden Kräfte und widerstreitenden Triebe: wer dies Rätsel des eignen Ich, das Einheit und Vielheit zugleich, Freiheit und Gebundenheit zugleich ist, staunend erwog — welches rätselvolle Geheimnis wird dem dann sein persönlicher Gott!

Als er in die Regungen seines Herzens hineinlauschte und dort dem persönlichen Gott begegnete, da hat er noch ein großes Geheimnis entdeckt, das es ihm unmöglich macht, Gott über der Welt zu denken: es ist ja Einheit zwischen dem Ich und Gott! Jene geheimnisvollen Einwirkungen, die wir das „Persönlich-Göttliche“ nennen, gehören ja ununterscheidbar zu unserm eigenen Triebleben! Und sind doch zugleich so mächtig überlegen, gehen über den Kreis des Ich hinaus, zwingen das wollende Ich, daß es bebend sich beugen muß, geben ihm wie ein Blitz ein Wissen ein, das es durch sein Denken nicht erarbeitet hat, und vor dem es sich entsetzt wie vor einem Geist aus einer fremden Welt. Zwischen der erlebenden Seele und dem offenbarenden Gott ist zugleich Unterscheidung, mit Wechselwirkung voll Schmerz und Seligkeit, und zugleich Einheit, wesenhafte Einheit. Diese alte Mystiker-Erfahrung kommt, wenn wir Gott über der Welt denken, nie zu ihrem Recht.

Es ist, als ob Gottes Ich unser Ich in sich einschlösse, dasselbe seiend und zugleich unendlich viel mehr; als ob unser Ich Teil hätte an dem Gottesleben und doch zugleich ein kleiner Lebenskreis für sich selber wäre.

Ist wohl Gott der Gesamtwille eines höheren Organismus, in dem dieser kleine Organismus, den unser Ich umschließt, eine spielende Einzelkraft ist?

Ist wohl Gott der Gesamtwille des Organismus der Welt, der einheitliche Zusammenfluß aller Kräfte und Triebe und Ichgefühle, der ihnen doch wieder schauend und bestimmend gegenüber steht, wie mein Ich meinen Trieben? Den kleinen Ichkreisen, die an ihm teilhaben, unbewußt, und doch zugleich ihnen geheimnisvoll sich offenbarend, furchtbar und selig, — erziehende, liebende Gottheit?

Wer will es wissen? Uns ziemt Ehrfurcht und Schweigen. Die Welt ist so sehr geheimnisvoll. Unermeßlich geheimnisvoll und tief.

Nicht darauf kommt es an, daß wir uns Gott richtig vorstellen. Aber darauf kommt es an, daß wir uns unsern Gott so groß und so herrlich, so geheimnisvoll und so tief wie nur irgend möglich vorstellen; so werden wir der Wahrheit am nächsten kommen.

Nicht darauf kommt es an, daß wir eine bestimmte Vorstellungsform haben; sondern darauf, daß wir nicht uns und nicht Andern, ach nicht Andern! durch irgend eine Vorstellungsform, alt oder neu, den Zugang zu Gott verschließen.

Ist uns aber der Gedanke, daß der lebendige Gott Alles in Allem sei, zu furchtbar — und er ist furchtbar! — verschließt sich das Auge davor, erschreckt, wie vor einem blendenden Licht: so müssen wir treulich arbeiten, daß unser Auge immer sonnenhafter werde und den Anblick des allerfüllenden, lebendigen Lichtes ertragen lerne.

Wir stehen ja nicht am Ende des Menschenwesens. Vor uns liegen die ungeheuren Entwicklungen.

(Schluß folgt) Gertrud Prellwitz

Eine Säkularfeier der Wissenschaft

Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet von **Adolf Harnack.** Drei Bände. Berlin, Georg Reimer 1900 60 Mark

Der glänzenden Jubelfeier der Preußischen Akademie der Wissenschaften ist seiner Zeit in diesem Blatte gedacht und dabei insbesondere hervorgehoben worden, daß das dauernde Ergebnis dieser Feier, das eigentliche der Akademie gesetzte Denkmal, die von der Hand Adolf Harnacks beschriebene Geschichte der Akademie ist. Diese glänzend ausgestattete und mit ebensoviel Geist und Geschmack als eindringendem Studium gearbeitete Darstellung liegt nunmehr den Freunden und Kennern der Geschichte unseres geistigen Lebens vor. Die Gewohnheit unseres Blattes, zu allen hervorragenden Dokumentierungen des allgemeinen geistigen Lebens Stellung zu nehmen und ihre Bedeutung für religiöse und kirchliche Interessen zu beleuchten, rechtfertigt nicht bloß, sondern verlangt auch an dieser Stelle ein näheres Eingehen auf diese in mehr als einer Hinsicht äußerst interessante Säkularbetrachtung.

Freilich möchte gerade unter dem angegebenen Gesichtspunkt die Ausbeute zunächst äußerst gering erscheinen. Die Akademie hat kirchliche und theologische Interessen geradeso wie ihre beiden Vorbilder, die Londoner und Pariser Akademie, immer prinzipiell von sich ferngehalten. Die von Leibniz in der Stiftungsurkunde geltend gemachte Beziehung auf die Mission denkt im Grunde nur an die Mission als an die damals allein mögliche Form wissenschaftlicher Expeditionen und ist niemals praktisch wirksam geworden. Die ebenso wirkungslos gebliebenen Hinweise auf kirchengeschichtliche Forschung sind von Hause aus den antiquarisch-historischen Aufgaben überhaupt gleichgeordnet und bezeichnen keinerlei Absicht, durch die Akademie auf das Leben und die Erkenntnis der Religion selbst zu wirken. Die vielen in die ältere Akademie aufgenommenen Theologen und die zahlreiche Vertretung des geistlichen Standes unter den Bearbeitern akademischer Preisaufgaben bezeugen nur, daß in jenen Zeiten die polyhistorisch-philosophische Bildung noch ihre Hauptträger an den Geistlichen hatte. Ja, um den mit diesem Gebiete immer verbundenen Streitigkeiten und Gefahren zu entgehen, hat die Akademie zu Anfang nicht einmal eine philosophische Klasse besessen, und, als dann die Fridericianische Akademie eine solche schuf, vertrat diese Klasse einen die religiösen Probleme möglichst wenig berührenden Eklektizismus, um schließlich bei der Humboldtischen Reform gerade mit Hinweis auf die durchaus persönlich bedingte Natur der systematisch-philosophischen Grundbegriffe für immer wieder aufgelöst zu werden. Freilich haben auch in unserem Jahrhundert Theologen in der Akademie nicht gefehlt; aber sie waren dann immer nur als Vertreter der Geschichte oder der Philologie Mitglieder, und der einzige, der als Philosoph ihr angehörte, Schleiermacher, hat nicht bloß von seiner philosophischen Thätigkeit in ihr jede Beziehung auf die Theologie ferngehalten, sondern sich überhaupt lieber als Mitglied der philologischen Klasse betrachtet und schließlich geradezu die Aufhebung der philosophischen Klasse herbeigeführt.

Gerade dieser Umstand aber ist für unser Interesse das eigentlich Lehrreiche an der Geschichte der Akademie. In ihm stellen sich verschiedene Konsequenzen der Stellung der Religion in dem modernen geistigen Leben und der modernen wissenschaftlichen Entwicklung dar, die, aus jeder Geschichte des Geistes der letzten Jahrhunderte erhellend, doch gerade an diesem hervorragenden Beispiel sich besonders deutlich zeigen lassen.

Die Entstehung und das Wesen der Akademie bezeichnet von Hause aus den Bruch mit der kirchlich-mittelalterlichen Wissenschaft, wie sie an den Universitäten unter der Vorherrschaft der Theologie erhalten blieb. Die Universitäten waren und blieben Lehranstalten, an denen die fertige Wissenschaft überliefert und gelehrt wurde, die dem Staat und der Kirche dienten, und die in ihrem ganzen Wesen unter der Oberleitung feststehender Autoritäten standen. Im Gegensatze zu ihnen sollten die Sozietäten und Akademien des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts der neuen reinen Wissenschaft einen Spielraum eröffnen, wo nicht überliefert und gelehrt, disputiert und promoviert, sondern geforscht, experimentiert, gesammelt, verarbeitet und publiziert werden sollte, wo an Stelle scholastischer Formeln und antiquarischer Notizen die weltmännische Abhandlung und das vornehme éloge treten sollten. Eine vom Schulzwang freie, die neuen Naturwissenschaften, die Mathematik und Mechanik, Sprachreinigung und ethnographisch-historische, rechtshistorische und urkundliche Forschungen treibende Wissenschaft sollte hier ihren Platz finden und eine neue Kultur und Wohlfahrt begründen helfen. So fehlte in allen Stiftungen die Theologie mit ihrem Schulbetrieb und ihren Schulproblemen, ebenso die aristotelische Scholastik und die doch immer wieder mit der Theologie in Berührung bringende Philosophie überhaupt, und es nahmen im siebzehnten Jahrhundert, dem eigentlich naturwissenschaftlichen Jahrhundert, den Hauptplatz Mathematik und Naturwissenschaften ein, neben denen sich im achtzehnten Jahrhundert zunehmend Probleme der Historie und der sogenannten schönen Wissenschaften, d. h. der Litteratur und Sprachwissenschaft geltend machten.

All das bedeutet aber von Hause aus keineswegs — und dies ist vor allem zu betonen — einen prinzipiellen Gegensatz der neuen Wissenschaft gegen Theologie und Kirche. Weder die Akademie Richelieus, noch die der konservativen Stuarts dachte an Polemik gegen die Kirche. Ebensowenig aber auch die Stiftung Leibnizens. Die Akademiepläne dieses Mannes, die Deutschland mit einem Netz wissenschaftlicher Gesellschaften überziehen, dadurch geistig einigen und auf die Höhe der neuen Kultur und Technik heben wollten, hatten nicht bloß eine durchaus konziliante Haltung gegenüber den Kirchen, sondern sollten alles Ernstes gerade der religiösen Einigung und Vertiefung, der Konzentration des Christentums auf die Hauptlehren dienen, wenn auch freilich nur indirekt durch Beseitigung alten Formelkrames und durch Befestigung der Erkenntnis Gottes aus den Gesetzen der Natur. Allein als diese Pläne schließlich in der Berliner Stiftung Gestalt gewannen, da blieb doch auch hier Theologie und Philosophie von dem Institut ausgeschlossen, und die Empfehlung der Missionen als Ausbreitung evangelischer Zivilisation geschah teils aus Akkomodation an kirchliche Kreise, teils ohne jede Rücksicht auf die eigentliche Theologie. Die Akademie sollte als eine wissenschaftliche Anstalt die Dienste einer polytechnischen, kulturellen und die nationale Geschmacksbildung fördernden Zentralbehörde thun. Diese Fernhaltung religiöser und theologisch-philosophischer Interessen ist weiterhin dadurch charakterisiert und ergänzt, daß sie in all diesen Fällen die an den bisherigen Anstalten befriedigten Bedürfnisse der Kirche völlig anerkennt, aber ihre Bearbeitung auch diesen Instituten überläßt, sich in sie nicht einmischt und ihnen nur indirekte Förderung widmet. Man will nicht neue Wahrheit oder neue Spekulation, sondern eine höhere Kultur als Grundlage praktisch-politischer Fortschritte und zur Reinigung des erstarrten und formlos gewordenen geistigen Lebens, der Sprache, der schönen Litteratur, des Tones der Gesellschaft. Aber gerade in diesem Umstande zeigt sich doch, daß diese neue Kultur von anderen Voraussetzungen ausging als der kirchliche Supranaturalismus und Augustinismus, sei es mit, sei es ohne Bewußtsein darum, daß für sie die Blindheit und Verderbtheit der natürlichen Welt ebensowenig mehr selbstverständliche Grundlage der Weltanschauung, als übernatürliche Offenbarungen absolute Regeln des Denkens und Handelns waren. Die Akademieen sind die deutlichsten äußerlichen Kennzeichen des Eintrittes eines völlig neuen, freilich lange vorbereiteten Prinzips des Denkens, der Gesittung, der Kultur, deren Unabhängigkeit von den Voraussetzungen der bisherigen kirchlich geleiteten Kultur und deren Gleichgiltigkeit gegen die unmittelbar religiösen Interessen und Gesichtspunkte in der Natur der Sache liegt. Sie tritt in den Gründungen der drei großen Akademieen gerade darum so deutlich an den Tag, weil sie sämtlich in einer kirchlich gesinnten Umgebung erwachsen und dennoch religiös indifferent geblieben sind. Im Laufe der Zeit ist diese Haltung nur verschärft, nicht gemildert worden; sie ist aus vorsichtiger Zurückhaltung zum bewußten

Prinzip geworden. Die Berliner Akademie hat sich, auch als sie eine philosophische Klasse erhielt, von einer prinzipiellen, normativen Spekulation immer fern gehalten, vollends in kirchliche Dinge niemals hinübergewirkt. Sie hat einen gewissen wissenschaftlichen Gemeingeist ausgebildet, aber keine akademische Normalphilosophie oder Normalreligion. Und in der Zeit ihrer wissenschaftlichen Blüte, die ernstlich erst in unserm Jahrhundert eintrat, hat sie die prinzipielle Fernhaltung aller dieser Probleme in ihrer ganzen Organisation zum Gesetz gemacht.

Diese Haltung zeigt zwei wichtige Momente. Einmal das Zeugnis für den wesentlichen Charakter aller modernen Wissenschaft, daß sie frei von jeder Voraussetzung und jeder Autorität ist, oder doch, daß sie ihre Voraussetzungen erst auf Grund unbefangener Prüfung und nicht aus Anlaß irgend einer Autorität feststellt. Andrerseits aber auch das Zeugnis dafür, daß diese Voraussetzungslosigkeit nicht in einer kirchen- und religionsfeindlichen Tendenz der Wissenschaft, sondern in ihrer Umformung zu Einzelwissenschaften, zum Nebeneinander von Fachdisziplinen, begründet ist. Die einzelnen Fachdisziplinen haben keine direkte Beziehung mehr zu prinziellen religiösen oder philosophischen Gesamtanschauungen. Solche Anschauungen sind Sache der Personen und nicht der Akademie, und werden auch von Akademikern besser außerhalb der Akademien in ihrem Lehrberuf oder in ihrer litterarischen Thätigkeit geltend gemacht. Die Fridericianische Akademie versuchte zwar trotzdem in dieser Hinsicht eine gewisse Gesamthaltung einzunehmen, aber das gelang ihr bei der streng fachmäßigen Begrenztheit ihrer bedeutenden Mitglieder und bei der eklektischen Unsicherheit ihrer Schönredner nur äußerst mangelhaft und rief dann nur am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die schroffe Gegenwirkung gegen jeden Versuch einer solchen Gesamthaltung hervor, wobei gerade die besten Vertreter die Einheit der Akademie und ihrer Verfassung völlig zu sprengen geneigt waren. Diese Sprengung gelang nicht. Aber Möglichkeit und Wesen einer Gesamthaltung wurden immer fraglicher. Die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts ist gerade dadurch charakterisiert, daß der Gesamtzweck und Gemeingeist der Akademie immer mehr nur in gegenseitigem Verkehr der Mitglieder und im Großbetrieb der Wissenschaft liegt, daß aber die Vertretung einer wissenschaftlichen Gesamtanschauung immer ferner gerückt ist. Der grundlegende Verfassungsparagraph über den Zweck der Akademie wird immer allgemeiner und farbloser, die Spezialisierung der Wissenschaften und damit die Begrenzung auf philosophisch und religiös gleichgiltige oder doch wenigstens nicht unmittelbar bedeutsame Fachgebiete nimmt immer mehr überhand, und der Streit zwischen den Vertretern der alten einheitlichen und denen der neuen, in Fachdisziplinen prinzipiell spezialisierten Akademie zeigt sehr anschaulich, wie sehr jene Einheit bereits äußerlich geworden war und wie natürlich die Spezialisierung aus dem Zustand der Dinge folgte. In diesem Streit ist daher auch schließlich die philosophische Klasse aufgehoben worden, nachdem sie thatsächlich fast ausgestorben war — das charakteristische Siegel auf den Zustand der Dinge.

Liegt die Sache aber so, dann ist die zunächst so auffällige Fernhaltung der Akademie von allen philosophischen und religiösen Dingen doch wohl verständlich und keineswegs ein Zeichen dafür, daß die Religion aus dem geistigen Leben überhaupt zurückgetreten sei, sondern nur ein Zeichen dafür, daß das Verhältnis der Wissenschaft zu ihr ein anderes geworden ist. Die Wissenschaft ist als strenge Wissenschaft immer mehr Einzel- und Fachwissenschaft geworden. Die ihr allein ohne Rücksicht auf praktische Lehrzwecke gewidmeten Institutionen müssen diese Spezialisierung rücksichtslos durchführen und treten eben dadurch aus der unmittelbaren und offiziellen Berührung mit allen religiösen Fragen heraus. Das religiöse Leben selbst aber arbeitet dafür um so lebendiger und unbefangener auf seinem eigenen Gebiete, und die seine Impulse mit einer wissenschaftlichen Gesamtanschauung verbindende Philosophie wird eine höchst persönliche, individuelle Angelegenheit der Denker, die sich zu keinem gemeinsamen Betrieb eignet. So hat sich gleichzeitig mit der Gründungsgeschichte der Akademie, die die Kultur

reformieren sollte, der Pietismus erhoben, der im inne
Seelenleben ein Neues pflanzen wollte. Harnack, der überha
Leibniz nicht immer freundlich gesinnt ist, scheint ihn
mit Unrecht zu tadeln, weil er den Pietismus und seine Vertre
bei der Stiftung nicht berücksichtigt habe. Das lag doch
der Natur der Sache, im Prinzip der ganzen Stiftung. E
Heranziehung der pietistischen Führer an die Akademie wü
weder dem Pietismus noch der Wissenschaft genützt hab
Leibniz, der den Pietismus in seiner Sphäre zu schätzen wuß
hat mit Absicht Religion und Wissenschaft getrennte W
gehen lassen. Dasselbe Prinzip ist zum Segen der Akader
gegen die Eingriffe des Wöllnerschen Regimes und gegen ho
kirchliche Umtriebe unter Friedrich Wilhelm IV. behauptet word
Schleiermachers und seiner Genossen Ablehnung gegen die
der großen Litteratur religiös und spekulativ neubelebte Phi
sophie und die Einschränkung des akademischen Betriebs
Philosophie auf Geschichte der Philosophie ist von den gleic
Gründen bestimmt. Immer und überall hat neben dem exakt
breiter und zersplitterter werdenden Betriebe der Wissensch
seit der Gründungszeit draußen Religion und Spekulation
geregt; mächtige Wirkungen sind von diesen Regungen aus
gangen; aber ihre Beziehungen zur strengen Fachwissensch
sind immer loser und individueller geworden. Das war e
Entlastung, sowohl der Wissenschaft als der Religion u
Spekulation, wenn auch freilich eine Gefahr für die Einhe
lichkeit unsers geistigen Lebens. So ist auch die Akader
ihnen immer ferner geworden und hat sich in ihr selbst imm
mehr die Fachwissenschaft und deren auf reiche Geldmittel
gründeter organisierter Großbetrieb ausgebildet.

Lehrt uns so die Geschichte der Akademie an einem klassisch
Beispiel die Trennung der exakten Wissenschaft von Religion u
Spekulation, die das moderne Leben mit einer in der Sa
liegenden Notwendigkeit und im Interesse beider herbeigefü
hat, so lehrt sie uns doch andrerseits, daß diese Trennung ke
absolute ist, wie ja eine absolute Trennung auch unmöglich

Die Akademie zeigt in ihren Arbeiten jene Beziehung
Wissenschaft zur Religion, die von den neuen Verhältnissen
durch die Natur der Dinge geboten ist. Von Anfang an
schränkt sie sich darauf, in ihren philosophischen Arbeiten,
weit sie solche zuläßt, nur indirekt der Religion zu dienen,
der Erkenntnis der Gesetze der Natur die göttliche Weish
und Weltordnung zu erläutern und in der Fülle lebendig
zweckvoller Wesen die gestaltende, zwecksetzende Kraft Gottes
zeigen. Sie will nur den prinzipiell idealistischen Gedank
behaupten, der die wissenschaftliche Stütze aller Religion
in ihre kirchlichen und praktischen Angelegenheiten aber ni
eingreifen. Das ist der Gedanke Leibnizens, der freilich
den jammervollen ersten Dezennien der Akademie nicht zur Au
führung kam. Einen Rückfall in überwundene Auffassung
der Wissenschaft stellt freilich die Fridericianische Akademie d
Aber wenn diese Franzosen und Halbfranzosen die deutsch
kirchliche Verhältnisse gänzlich außer Acht ließen, wenn sie
einen indirekten Dienst für sie nicht dachten, sondern in ih
Vernunftreligion die Religion überhaupt behaupten wollten,
wollten dabei doch auch sie im Sinne ihres königlichen P
tektors eine prinzipiell idealistische Weltbetrachtung begründe
auf die es unter wissenschaftlichem Gesichtspunkt allein a
kommt und die gerade von den physikalischen und mathematisch
Disziplinen aus sich zu ergeben schien, neben der in d
Dingen des nebensächlichen Volksaberglaubens Jeder auf se
Façon selig werden mochte — ein Prinzip, dessen Vergüns
gungen die Mitglieder sich ja gegenseitig zugestehen mußte
Auch sie haben wirklich mit Erfolg nur Einzelwissenschaften b
trieben, und ihre Metaphysik war weit entfernt von ein
die Religion ersetzenden strengen System. Um so schroffer wur
aber dann wieder der Gegensatz und die Rückkehr zur rein
Wissenschaft bei der letzten großen Reform. Die Akademie d
neunzehnten Jahrhunderts hat diese Bestrebungen vielleicht zu s
zurückgedrängt und ebendamit den Zusammenhang allgemeinst
wissenschaftlicher Endüberzeugungen zu sehr verloren, worin
freilich nur dem allgemeinen Geiste folgt. Aber sie hat de
ihrerseits die wissenschaftlichen Arbeiten an der Religion u

einer andern Seite her aufgenommen, von der historischen. Sie hat begonnen, unter dem allgemeinen religionshistorischen Gesichtspunkte Editionen zu veranstalten, ethnographische Beobachtungen und Materialien sammeln zu lassen, die einer Religionsgeschichte einzelner Gebiete dienen und dem Religionsforscher unentbehrliche Quellen erschließen. Sie hat insbesondere die älteste Geschichte des Christentums durch ein großes gemeinsames Werk, die Ausgabe der vornicänischen kirchlichen Autoren, zu erleuchten begonnen. Alles das geschah freilich, wie für eine kirchlich gänzlich ungebundene Akademie selbstverständlich ist, unter rein historisch-philologischem Gesichtspunkt, ohne alle kirchliche und dogmatische Abzweckung. Aber gerade darin besteht ja auch die Aufgabe rein wissenschaftlicher Arbeit. Werden die Ansätze zu solcher Arbeit nur einmal erst prinzipieller zusammengefaßt und ihnen, wie es doch unentbehrlich ist, ein gemeinsames Ziel gegeben, dann wird sich hieraus eine große religionsgeschichtliche Quellensammlung und schließlich auch eine vertiefte religionsgeschichtliche Arbeit ergeben, wie das zwar nicht für die Berliner, aber doch für die Göttinger Akademie Paul de Lagarde als akademische Leistung im Interesse der Religion gefordert hat. Harnack deutet ähnliche Gesichtspunkte an, und wenn die Akademie sich noch lange seiner Mitarbeit erfreuen darf und ähnliche Nachfolger heranzuziehen weiß, dann werden auch diese Aufgaben immer ernstlicher in den Bereich akademischer Thätigkeit gezogen werden. Denn die Geschichte der Religion durch Sammlung der Urkunden erleuchten helfen und damit die historische Arbeit an ihr sowohl neu begründen als ausbreiten, das ist in der Gegenwart der wesentlichste Beitrag, den die Wissenschaft für religiöse Interessen leisten kann. Daran wird sich auch das Verständnis für die Religion am meisten neubeleben, bis man auch einmal, des Wirrwarrs der Weltanschauungen und der Skepsis müde geworden, nach gemeinsamen letzten idealistischen Endbegriffen der Weltanschauung bei aller Strenge der Fachdisziplinen wieder ernstliches Verlangen fassen wird.

Zwar hat die Berliner Akademie die Absicht ihres Stifters nicht erfüllt, das Zentrum der neuen Wissenschaften zu werden. Die Universitäten haben sich reformiert und diese Aufgabe ihrerseits so gründlich in die Hand genommen, daß die Akademieen nur in der Personalunion mit den Universitäten gegenwärtig leistungsfähig sind und von ihnen nur durch den Großbetrieb der Wissenschaft sich unterscheiden. Immerhin aber ist die Geschichte der Berliner Akademie das Spiegelbild der Geschichte der modernen Wissenschaft überhaupt. Zeigt diese Geschichte eine zunehmende Ablösung der Wissenschaft von religiösen und spekulativen Gesamtanschauungen auf Grund einer zunehmenden Spezialisierung der Einzelwissenschaften, so darf insbesondere betont werden, daß in der Akademie diese Trennung und das Prinzip einer bloß indirekten wissenschaftlichen Wirkung auf Religion und Kirche von zweien der größten Denker des deutschen Protestantismus geltend gemacht worden ist, von dem Stifter **Leibniz** und von dem Führer in ihrer modernen Reorganisation, von **Schleiermacher**. Hat Leibniz hierbei die Begründung eines prinzipiellen Idealismus auf moderne Naturforschung im Auge gehabt und die Streitigkeiten der Kirche sich selbst überlassen wollen, so hat Schleiermacher die Kantische Lehre von der Unmöglichkeit einer über den prinzipiellen Idealismus hinausgehenden metaphysischen Spekulation und seine eigene Erkenntnis von der Selbständigkeit und Innerlichkeit alles persönlich-religiösen Lebens zur Grundlage seiner Auffassung gehabt. Sie haben dabei, selbst an der Organisation der modernen Wissenschaft praktisch thätig, nur die Konsequenzen ihrer Entwicklung gezogen und die Grundlinien für eine Beurteilung der Bedeutung gegeben, die dieses höchste Institut deutscher Wissenschaft für religiöses und kirchliches Leben hat. Möchte die Akademie dieser beiden Führer nie vergessen und von ihnen nicht bloß das Prinzip der Spezialisierung, Exaktheit und Unabhängigkeit der Einzelwissenschaft, sondern auch ihre große idealistisch-religiöse Gesamtanschauung in Erinnerung behalten. Das ist unter den vielen ihr dargebrachten Glückwünschen gewiß nicht der schlechteste.

Troeltsch

Die gefährdete evangelische Mission in Nordostchina

Nach den Mitteilungen der Tagespresse könnte es fast scheinen, als wären es nur katholische Missionen und Missionare, die durch die chinesischen Wirren gefährdet sind. Und allerdings sind ja die Provinzen, in denen zunächst der Boxeraufstand wütet, Schantung, Tschili und Schingking in der Mandschurei, alte Missionsfelder der katholischen Kirche, und die Zahl der Katholiken überragt dort weit die Zahl der durch die evangelische Mission gesammelten Heidenchristen. War die Landeshauptstadt Peking doch schon der Hauptmittelpunkt der alten Dominikaner- und Jesuitenmission im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Seitdem haben sich katholische Christengemeinden durch alle Verfolgungen hindurch erhalten, sodaß nach der Oeffnung Chinas im Jahre 1860 die katholische Mission sofort einen bedeutenden Aufschwung nehmen konnte. Gundert (Die evangelische Mission, 3. Aufl., 1894) zählt in der Provinz Schantung 18 269, in Tschili 95 892, in der Mandschurei 13 025 Katholiken.

Aber schon vor dem Frieden von Tientsin 1858 bezw. 1860, der wenigstens nach dem Wortlaute des Friedensvertrages zwischen China und den verbündeten Engländern und Franzosen ganz China der Mission öffnete, waren auch evangelische Missionare in jene Gegenden vorgedrungen, und nachher hat die evangelische Mission sich dort kräftig ausgebreitet und bisher durchaus nicht erfolglos gearbeitet. Alle die in den letzten Wochen vielgenannten Orte: Tschifu, Tientsin, Tsingtau, Niutschwang, Mukden und vor allen die Landeshauptstadt Peking selbst sind evangelische Missionsstationen. In Peking arbeiten nicht weniger als sechs verschiedene Missionsgesellschaften.

Allerdings sind es fast ausschließlich englische und amerikanische, die hier in Nordostchina in Arbeit stehen, und erst ganz neuerdings sind in dem deutschen Schutzgebiet Kiautschau die Berliner Missionsgesellschaft und der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein auch ans Werk gegangen. Daraus mag es sich erklären, daß die evangelische Missionsarbeit in jenen Provinzen Chinas bei uns bisher wenig bekannt und beachtet ist.

Die ersten auf dem Platze waren die Sendboten der großen amerikanischen kongregationalistischen Missionsgesellschaft, des American Board, die schon 1854 in die Provinz Tschili eindrangen, freilich ohne daselbst gleich festen Fuß fassen zu können. Indessen sofort nach dem Frieden von Tientsin setzten sie sich in dieser Stadt fest und drangen 1864 nach Peking vor. Dort waren inzwischen andere Amerikaner, Arbeiter der Presbyterianermission, die Bahnbrecher geworden. Noch früher als diese hatten freilich Missionare der englischen Baptisten und der Londoner Missionsgesellschaft Peking erreicht. Aber der englische Generalbevollmächtigte Sir F. Bruce hatte diesen wohl aus Furcht vor Verwickelungen mit der chinesischen Regierung verboten, eigentliche Missionsarbeit zu treiben. Als englische Unterthanen mußten sie sich fügen und waren froh, wenigstens vorläufig dortbleiben, ein Krankenhaus und eine Apotheke eröffnen und Söhne hoher tartarischer Beamter im Englischen unterrichten zu dürfen. Als aber die Amerikaner in Peking einzogen, denen Bruce Nichts zu verbieten hatte, konnte das Verbot missionarischer Thätigkeit auch den englischen Missionaren Edkins und Burdon gegenüber nicht länger aufrecht erhalten bleiben.

Von Tientsin und Peking aus hat sich dann die evangelische Mission ausgebreitet und unter der ländlichen Bevölkerung mehr Erfolg gehabt als in den großen Städten, obwohl sich in diesen die verschiedensten Missionsanstalten: Krankenhäuser, Seminare, Töchterschulen, Druckereien u. a. m. befinden. Besonders die Preßthätigkeit und die Arbeit der ärztlichen Mission ist hier sehr bedeutend. Im Jahre 1897 wurden z. B. in der Druckerei des American Board zu Peking dreizehn Millionen Seiten gedruckt; in Tientsin gründeten die Londoner in demselben Jahre ein Bücherdepot mit einem Lesesaal.

Auch andre Gesellschaften traten neben den bisher genannten in die Arbeit: die Englischen Neuen Methodisten, die Ausbreitungsgesellschaft, die China Inland Mission und, mit besonders hervorragendem Erfolg, die Amerik.-Bischöflichen Methodisten. Diese hatten in den letzten Jahren sehr erfreulichen Zuwachs an Getauften. 1897 konnten sie 666 Erwachsene und 263 Kinder taufen. Aber auch die Presbyterianer berichten, daß sie in letzter Zeit zumal in den Landdistrikten offenere Thüre finden als früher, und die Londoner haben Yenson, sechzehn Meilen südlich von Tientsin, früher nur eine Außenstation, neuerdings zu einer Hauptstation erheben können, an die sich schon zwölf viel versprechende Außenplätze anschließen. Aus Alledem erhellt, wie wenig begründet es ist, wenn immer wieder die evangelische Mission in China als gänzlich unfruchtbar hingestellt wird. Selbst in der besonders schwierigen Provinz Tschili hat sie doch schon 7958 Abendmahlsberechtigte*) gesammelt. Und dabei zeigen die jungen Christengemeinden recht erfreuliche Fortschritte sowohl im inneren Leben, als besonders auch in der Willigkeit zur Selbstunterhaltung. So kann z. B. der Jahresbericht der Bischöflichen Methodisten 1897 rühmen, daß bei den einzelnen Christen die Ueberzeugung wächst, „daß ein Teil unsers Vermögens Gott gehört und regelmäßig und systematisch bezahlt werden sollte. Im ganzen Distrikt thun die Christen ein gut Teil zur Deckung der Stationskosten. Einige geben den Zehnten, Andre geben monatlich einen gewissen Beitrag für die Armen.“ —

Noch ausgedehnter und auch gesegneter ist die Arbeit der evangelischen Mission in der Provinz Schantung. Hier sind zehn verschiedene Gesellschaften am Werk, unter denen die Amerikanischen nördlichen Presbyterianer am ersten in die Arbeit eingetreten sind und bisher auch die meisten, nämlich 5429 Abendmahlsberechtigte gesammelt haben, was der zwei- bis dreifachen Zahl von Getauften entspricht. Ihre Mission gehört mit zu den fruchtbarsten in ganz China. Die letzten Berichte melden fast durchweg außergewöhnliche Fortschritte. Neuerdings haben sie sich mit den Berliner Missionaren in Kiautschau über eine Verteilung der Arbeitsgebiete freundlich geeinigt und diesen einen sehr tüchtigen Nationalhelfer abgetreten.

Auch die englischen Baptisten können von ihrem Arbeitsfelde auf dem rechten Ufer des untern Hoangho über ein stetes Fortschreiten des Werkes berichten. Und die kleine Mission der Englischen Neuen Methodisten, die nur mit vier Arbeitern, drei Missionaren und einem Arzt, die Gegend nördlich des genannten Flusses besetzt hat, durfte bisher 3055 Christen sammeln, unter ihnen 1732 Abendmahlsberechtigte. Umgekehrt hat die China Inland Mission, welche seit 1879 hier eingetreten ist, bei einer sehr großen Zahl von männlichen und weiblichen Arbeitern auf drei Stationen und fünf Außenplätzen erst fünfundsiebzig Kommunikanten gesammelt. Doch nimmt sie mit diesem geringen Erfolge offenbar eine Ausnahmestellung ein. Denn auch von den Stationen des Amerikanischen Board an der Grenze von Tschili und der Ausbreitungsgesellschaft, die in Tschifu und Tainganfu arbeitet, lauten die Nachrichten aussichtsvoll.

Im ganzen giebt es in Schantung 12497 volle evangelische Kirchenglieder, also etwa 30000 Getaufte. Und zwar ist fast die Hälfte in den letzten sieben Jahren gewonnen, da es 1893 erst 6856 Abendmahlsberechtigte gab.

Eins der allerhoffnungsvollsten Missionsfelder in China ist in den letzten Jahrzehnten die Mandschurei geworden, in deren Distrikten Schingking und Kirin die Schottischen und Irischen Presbyterianer in brüderlicher Eintracht Schulter an Schulter arbeiten. Sie haben zusammen 18 Stationen besetzt, unter denen Niutschwang, Mukden und Kirin die hervorragendsten sind, und auf diesen und einer großen Zahl von Außenplätzen 15490 Getaufte, unter ihnen 9831 volle Kirchenglieder gesammelt. Anfangs hatten sie mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und noch immer haben sie unter einer rücksichtslosen römischen Konkurrenz zu leiden. Auch ist dieses Missionsgebiet im chinesisch-japanischen Krieg schwer heimgesucht, vor allem durch das rohe Betragen der durchmarschierenden chinesischen Soldaten, welche völlig zügellos waren und unter anderen Greuelthaten sich auch der Ermordung des jungen liebenswürdigen Missionars Wylie auf offener Straße in Liaoyang schuldig machten.

Aber gerade seit dieser Zeit ist ein mächtiger Aufschwung eingetreten. In einem Jahre, vom Oktober 1896 bis dahin 1897, stieg die Zahl der Abendmahlsberechtigten um 2087, und dabei waren nachher noch so viele Taufbewerber, „daß es unmöglich war eine genügende Liste zu führen.“

Diese Erfolge verdanken die Presbyterianer nach ihrem eigenen Urteile nächst Gott vor allem dem, daß sie grundsätzlich mit rücksichtsvollster Schonung chinesischer Anschauungen und Gefühle vorgehen. Sie vermeiden es durchaus, sich gegen die chinesischen Beamten auf die Autorität der englischen Konsuln zu stützen, und leiden lieber Haß und Schaden, als daß sie die fremde Macht anrufen. Auch suchen sie in anderer Hinsicht dem nationalen Empfinden der Chinesen gerecht zu werden, indem sie nicht wie die Römischen gothische Kathedralen bauen, sondern ihre Kirchen in chinesischem Stil aufführen, so daß sich deren Pagodentürme dem Bilde der chinesischen Landschaft gefällig einfügen. Trefflich haben sie es auch von vornherein verstanden ihren Gemeindegliedern einen lebendigen Missionsgeist einzupflanzen und aus den Eingeborenen sich Helfer heranzubilden, sodaß die Ausbreitung des Wortes jetzt fast ganz in deren Händen liegt, und fast ohne Zuthun der Missionare Kapellen und Gemeinden entstehen.*)

Nun sind alle diese zum Teil so blühenden Missionsunternehmungen in Nordostchina aufs äußerste gefährdet. In der Provinz Tschili sind wahrscheinlich schon jetzt viele europäische Missionsarbeiter und ungezählte einheimische Christen, Evangelische wie Katholiken, der Wut der Empörer zum Opfer gefallen. Dabei fällt noch besonders erschwerend ins Gewicht, daß fast alle dort arbeitenden englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften neben den Missionaren und Missionarsfrauen eine unverhältnismäßig große Zahl von unverheirateten Frauen als Evangelistinnen, Lehrerinnen, Aerztinnen aussenden, so daß in den genannten drei Provinzen zusammen 299 Missionarsfrauen und unverheiratete Missionsarbeiterinnen neben 236 Männern der äußersten Lebensgefahr, wenn nicht noch Schlimmerem ausgesetzt sind. Die amerikanischen Missionare in Schantung sollen sich nach den neuesten Nachrichten noch rechtzeitig in das deutsche Schutzgebiet haben retten können. Wie vielen andern aber wird eine Flucht unmöglich sein. Es graut einem an die Leiden zu denken, welche die Aermsten werden auszustehen haben.

So tritt für alle Missionsfreunde in der Heimat neben die noch nicht völlig gehobene Sorge um die Sache der evangelischen Mission in Südafrika die Besorgnis um das Leben so vieler Missionsgeschwister und um die weitere Entwicklung des Missionswerkes in China. Und dazu die Pflicht, sich durch unberechtigte Anklagen nicht erbittern zu lassen, sondern fest darauf zu hoffen, daß die Wahrheit über ihre Arbeit an den Tag kommen und das Unverständnis schwinden muß, wie sie heute an der Tagesordnung sind (vgl. vorige Nummer).

Johannes Thieme

Ein Ziegelerdichter

Ein Lichtbild aus der sittlich-religiösen Gedankenwelt unsrer Industriearbeiter

Ist der Ziegelarbeiter ein Industrie-Arbeiter? Man könnte es bezweifeln, wenn man die kleinen Ziegeleien ansieht, auf denen ein Meister mit sechs bis zwölf Gehilfen jährlich nur einige Hunderttausende von Ziegeln herstellt, auf denen ein Pferd die kleine Lehmmühle treibt, die Ziegel in der hölzernen Form einzeln geformt und mit der Hand abgestrichen werden, um dann endlich in der kunstlosen Feldbrandvorrichtung, wie

*) Die statistischen Angaben sind meist den lehrreichen Artikeln P. Hartmanns: Uebersicht über die Geschichte der evangelischen Mission in China, Allgem. Missionszeitschrift 1900, 1—5, entnommen.

*) Allgemeine Missionszeitschrift Jahrgang 1898, Seite 62 f.

sie schon Generationen unverändert betrieben haben, gebrannt zu werden. Aber der Prozentsatz der Ziegel, die heute noch auf diese Weise hergestellt werden, ist nicht mehr hoch, umfaßt durchweg auch nur die schlechteren Sorten. Wollen wir den modernen Ziegeleibetrieb kennen lernen, so müssen wir auf die großen Ziegeleien in den Industriebezirken gehen, die sich mit ihren rauchenden Schloten nicht als Handwerks-, sondern als Fabrikbetriebe schon von weitem ankündigen. Hier werden die Ziegel nicht mehr „gemacht," sondern zu Millionen „fabriziert." Die große Dampfmaschine, welche den Lehm zerkleinert, läßt ihn auch gleich in der Form und Größe, welche die Ziegel erhalten sollen, hervortreten, und der Arbeiter hat Nichts zu thun, als den fortlaufenden Strom des Lehmteiges fortwährend abzuteilen, eine Arbeit, die keinerlei Geschicklichkeit, sondern nur immer die gleiche Handbewegung erfordert. Die großen Ring- und Langöfen, nach den neusten Systemen kompliziert erbaut, erfordern Bedienung durch technisch vorgebildete Arbeiter. Der Meister, der den ganzen Betrieb leitet und die zahlreiche Arbeiterschaft beaufsichtigt, wäre eigentlich richtiger als Werkführer zu bezeichnen, — soweit er nicht selbst als Zwischenunternehmer auftritt. So ist denn doch die Ziegelarbeit bereits überwiegend zur Industriearbeit geworden, und unsre Ueberschrift läßt sich rechtfertigen.

Ziegelarbeit ist Wanderarbeit. Viele Tausende von Arbeitern ziehen bei Beginn des Frühjahres aus dem Fürstentum Lippe und den angrenzenden Ländern, auch aus einigen Distrikten der Provinz Hessen fort, um sich über das ganze Reich und über dessen Grenzen hinaus zu zerstreuen, bis sie im Spätherbst heimkehren. An ihren Arbeitsstellen finden sie meist schon einheimische Arbeiter vor, aber den Kern der Ziegeler, die Sachverständigsten, denen die verantwortlichsten Teile des Betriebes unterstellt werden, bilden immer „die Lipper." Lippe ist der Mittelpunkt der Ziegelarbeit, wiewohl es im Lande selbst nur wenige Ziegeleien giebt. Aber es sendet jahraus jahrein 13000 Arbeiter, d. h. ein Zehntel der ganzen Bevölkerung und ein starkes Drittel aller arbeitsfähigen Männer, auf die Ziegeleien des Reiches und des Auslandes hinaus, und zwar als Kerntruppen. In Lippe ist darum auch der Mittelpunkt der sozialen und kirchlichen Fürsorge für die Ziegeler. Hier wurde vor einigen Jahren durch den überaus rührigen und sachkundigen Pastor Zeiß in Schwalenberg der Ziegeler-Gewerkverein gegründet, der auf christlicher Grundlage stehend und von der Staatsregierung freudig unterstützt — während im übrigen Deutschland sich allen sozialen Bestrebungen gegenüber die Sonne der Fürstengunst hinter dichten Wolken verbarg — in Hebung der sozialen Lage des Ziegelerstandes schon Manches erreicht hat. Unter der Leitung desselben Herrn steht auch die „Kommission für geistliche Ziegelerpflege," die unter finanzieller Beihilfe der lippischen Landeskirche allsommerlich Ziegelerbesuchsreisen organisiert. Abwechselnd reisen die lippischen Pastoren für einige Sommerwochen hinaus ins Bergische, an die Unterelbe, auf die Havelziegeleien, nach Sachsen oder in die andren Zentren der Ziegelarbeit; sogar denen, die im fernen Oberschlesien an der russischen und galizischen Grenze unter Andersgläubigen und Anderssprachigen arbeiten, sendet die lippische Kirche ihre Grüße, und die Männer vom Teutoburger Walde und vom Wesergebirge freuen sich der Klänge, die sie aus der irdischen und himmlischen Heimat vernehmen.

Doch noch etwas Andres verbindet sie während ihrer Arbeitszeit draußen mit der heimischen Kirche: das ist das „Ziegeler Sonntagsblatt," das von Vielen gehalten wird. Das „Ziegeler Sonntagsblatt" ist kein Pastorenblatt im gewöhnlichen Sinne. Obwohl von Pastoren gegründet und geleitet, ist es zum Lieblingsblatt der lippischen Ziegeler geworden. Es ist herzerfrischend zu lesen, wie die einfachen Arbeiter auf ihrer Ziegelei bei oft übermäßig langer Arbeitszeit noch Muße finden, ihr Sonntagsblatt mit Nachrichten zu bedienen, aus denen ein ernster christlich-sittlicher Geist spricht. Ernste Selbstzucht wird geübt, gegen sittliche Mißstände auf den Ziegeleien, z. B. gegen das Branntweintrinken, wird ernst aufgetreten, zum möglichst häufigen Besuch der Kirchen am Arbeitsorte ermahnt man sich. Im übrigen herrscht der gesunde, sachliche Herzenston des westfälischen Pietismus. Was vor allem freundliche Aufnahme findet, sind die Gedichte eines einfachen Arbeitsmannes, des Ziegelers Wienke aus Brakelsiek, und diese sind es, von welchen ich hier erzählen möchte.

Kann auch Ziegelarbeit poetisch machen? Nein, die Arbeit an sich ist gewiß zu poetischen Gedanken nicht angethan. Aus dem schmutzigen, sumpfigen Lehmloch das Material herbeikarren, die Ziegel formen oder zum Trocknen aufstellen, die Oefen heizen oder gar bei vierzig Grad Hitze im Ringofen arbeiten, ist gewiß nicht geeignet, in poetische Stimmungen zu versetzen. Sind doch wegen dieser Art ihrer Arbeit die Ziegeler bei den übrigen Industriearbeitern so verachtet, daß die Sozialdemokratie es lange Zeit für unter ihrer Würde hielt, ihre Agitation auf diese nach ihrer Meinung so untergeordnete Arbeiterklasse auszudehnen. Für die Ziegeler war das freilich ein Glück, denn als die Agitation doch kam, fand sie bereits die festgefügte Organisation des Gewerkvereins vor und die bewußte, christlich bestimmte Gegnerschaft gegen die Umsturzbewegung, wovon sich nur hier und da ein Stück abbröckeln ließ. Woher also die poetischen Gedanken unsers Ziegelerdichters? Aus seiner Heimat, aus seiner Familie und aus seinem Christentum. Die Heimat in den lieblichen lippischen Waldbergen weckt ein tiefes Naturgefühl, das Bewußtsein, für die Seinen zu arbeiten, nimmt auch der schmutzigsten und eintönigsten Arbeit ihr bitteres Muß und erweckt das freudige „Ich will und darf arbeiten"! Das tief im Herzen sitzende Bibel- und Gesangbuchschristentum verklärt das Ganze mit einem Scheine der Ewigkeit. Der geneigte Leser erwarte nicht, Poesien in Schillerscher und Goethescher Vollendung zu hören! Es sind die anspruchslosen Verse eines Arbeiters, dem es gegeben ist, was er fühlt und thut, so auszusprechen, daß es gleich anspruchslosen Menschen durchs Herz geht.

In den Bergen schmolz der Schnee,
Frei sind schon die Wälder,
Grüne Saaten, grüner Klee
Schmücken rings die Felder.
Drüber weht ein lauer Wind,
Den Winter zu verjagen;
Und fragst du, wann der Lenz beginnt:
Geduld, nach wenig Tagen!

Schon begann die Lerche ihn
Jubelnd zu verkünden;
Seine frohen Boten ziehn
Ueber Berg und Gründe.
Tausend Stimmen werden laut
Im Wald und allerwegen.
Was da lebet, jauchzt und schaut
Dem Frühling froh entgegen.

Sieh, das blaue Veilchen blüht,
Die ersten Knospen springen.
Horch, wie schon ihr Frühlingslied
Fink und Drossel singen.
Die Keime ziehen neue Kraft
Zum Wachstum und Gedeihen,
In den Bäumen steigt der Saft,
Und schöner wirds im Freien.

Alles wird nun neu belebt
Im weiten, weiten Raume;
Das Blümlein, das sein Köpfchen hebt,
Der Vogel auf dem Baume,
Der Frosch erwacht aus seiner Ruh
Und schläft nicht mehr verborgen, —
Nun, Menschenherz, erwach auch du
Aus deinen Wintersorgen!

Des Ziegelers Wintersorgen freilich pflegen nicht sehr groß zu sein. Besonders die jüngeren, unverheirateten Leute verbringen die Winterzeit oft gar zu sorglos und zehren von dem Verdienste, den der Sommer gebracht hat. Aber im Frühling beginnen für den Ziegeler die Sorgen wieder in ihrem vollen Umfange. Frühlingsgedanken und Reisegedanken sind für den lippischen Ziegeler eins. Und wen Alter und Krankheit hindert, der hegt doch Reisegedanken für seine arbeitsfähigen Söhne, die nun die Versorgung der Familie übernehmen müssen. Aber auch mancher Alte, dem die Söhne

fehlen oder gestorben sind, der vielleicht neben den Kindern noch eine Schar verwaister Enkelkinder zu versorgen hat, rüstet sich schweren Herzens zur Fahrt, mit dem Bewußtsein, vielleicht nicht wieder heimzukehren. Das Bild eines solchen Abschiedes zeigt uns „die letzte Reise."

Kinder, schon seit vielen Jahren
Griff ich ernst zum Wanderstab.
Euch vor Mangel zu bewahren,
Müht ich manches Jahr mich ab.

Manchen Weg bin ich gegangen,
Hab manch saure Pflicht erfüllt,
Sehet, meine magern Wangen
Zeigen ein vergehend Bild.

Es ist die bittere, sittlich begründete Notwendigkeit, die den Alten treibt, nicht die Abneigung gegen Zucht, Unterordnung und schwere Heimarbeit, die zumal im Osten Tausende alljährlich nach „Sachsen" oder in die Großstädte lockt.

Draußen knospen schon die Buchen,
Wärmer wird der Sonnenstrahl,
Einmal will ichs noch versuchen,
Gott behüt euch allzumal!

Und der Vater schritt von dannen,
Denn es rief ihn ernste Pflicht,
Helle, heiße Thränen rannen
Von der Mutter Angesicht.

Lange bleiben die bangenden Angehörigen ohne Nachricht, bis die Trauerkunde sie trifft, daß der treue Ernährer aus der Arbeit seines Berufes abgerufen ist und sie ihn in diesem Leben nicht wieder sehen werden.

Laßt auf seinem Grabe lesen,
Schreibt auf seinen Leichenstein:
„Heiß ist hier der Kampf gewesen,
Süß wird dort der Friede sein."

Das Gegenstück dazu ist der leichtsinnige, eben konfirmierte Knabe, der trotz der Mutter Abmahnung, verführt durch die Reiseerzählungen der älteren Spielkameraden, sich die Erlaubnis zur ersten Reise fast erzwingt. Seine Schaulust freilich wird befriedigt, aber seinen Leichtsinn muß er büßen:

Er bekam viel fremde Leute zu sehn,
Viel fremde Dörfer und Städte;
Doch als es sollt an die Arbeit gehn —
Ja, wenn er nur Lust gehabt hätte!

Der Eine grollt ihm ein Hohnwort zu,
Der Andre droht ihn zu schlagen.
So hatt er am Tage nicht Freude, nicht Ruh,
Mußt Alles geduldig ertragen.

Die Reue zieht ihm ins Herz hinein,
Und Seufzer entfallen ihm leise:
„Wie könnt ich daheim so glücklich sein
Bei Muttern im traulichen Kreise!"

Humorvoll weiß der Dichter zu schildern, wie endlich der Rat der Alten im heimischen Plattdeutsch den Spruch fällt, der den schwierigen Fall des reiselustigen, aber arbeitsunlustigen Muttersöhnchens entscheidet.

Die meisten Ziegelarbeiter sehen erst im Herbste oder gar spät im Winter Heimat und Angehörige wieder. Aber deren Arbeitsstätte nicht weit entfernt ist, die führt schon zu Pfingsten das Dampfroß zu einem Besuche auf einige Tage nach Hause. Dann ist diese Pfingstbesuchszeit für den Ziegeler die schönste Zeit im Jahre, und der Gedanke an sie versüßt ihm die schwere Arbeit, zu der er vier Uhr morgens antreten muß und die erst um acht Uhr abends endet. Diese Stimmung malt ein Gedicht, das so von Pfingst- und Wiedersehensjubel durchströmt ist, daß ich es unverkürzt hierhersetzen möchte:

Auf Pfingsten, auf Pfingsten da reis ich nach Haus,
Dann lächelt die Mutter zum Fenster hinaus.
Sie reichet dem Burschen mit Freuden die Hand:
„Willkommen, willkommen aus fernem Land!
Ich sehe, du bist schon gewachsen, mein Sohn,
Wie ists mit der Arbeit, wie stehts mit dem Lohn?"
Ich sage ihr, was ich gehört und gesehn,
„Vor allem, lieb Mutter, das Reisen war schön."
Und hab ich gegessen, und hab ich erzählt,
So wird ein Spaziergang zum Garten gewählt,
Und weiter aufs Feld, und dann endlich zum Wald,
Wos grünet und blühet, wos rauschte und schallt.
Die Felder, die Wälder, sie zeigen mir dort
Manch herrliche Stelle, manch traulichen Ort,
Wo einst ich gespielet als fröhlicher Knab,
Wo einst mir der Frühling viel Blümelein gab.
Doch längst ist die goldene Kindheit entflohn,
Jetzt gilt es als Ziegler erringen den Lohn.
Es trieb mich zum Kampfe ums Leben hinaus —
Auf Pfingsten, auf Pfingsten, da reis ich nach Haus!

Zu den schönsten Liedern gehören die im Gesangbuchstone verfaßten. Hier tritt die ungekünstelte Frömmigkeit eines schlichten Gemütes so unmittelbar hervor, daß einige geeignet wären, dem Gemeindegesange zu dienen, oder in ein Gesangbuch für Arbeiter aufgenommen zu werden. Mit Recht klagen die Geistlichen, daß die Ziegelarbeit da außen nur zu oft Zucht und Religiosität untergrabe. Aber es giebt doch, Gott Lob, unter den lippischen Ziegelern noch einen Kern von solchen die mit dem Morgen- und Abendgebet auf den Lippen und im Herzen zu und von ihrer Arbeit gehen. Es ist also kein Phantasiebild, wenn unser Ziegelerdichter im „Ziegelers Morgenlied" den christlichen Arbeiter sprechen läßt:

Mit Gott will ich vom Schlaf aufstehn,
Mit Gott an meine Arbeit gehn,
Mit Gott sie willig fangen an.
Er ist der beste Helfersmann.

Er hilft so gern mit starker Hand
Auch dem, der hier im fremden Land
Mit freiem Blick zum Himmel schaut
Und fest auf seine Hilfe traut.

. . . .

Du hast die weite grüne Au
Erfrischt mit kühlem Morgentau,
Hast tausend Segen ausgestreut,
Nun segne meine Arbeit heut!

Aber Leute, deren Beruf es ist, den Arbeiter mit Gott und der Welt zu entzweien, drängen sich bei der Arbeit dort außen an ihn heran und versprechen ihm goldne Berge — im Zukunftsstaate. Fest im Glauben widersteht ihnen der christliche Arbeiter; ihrem Locken gegenüber tritt ihm „der rechte Weg" nur um so deutlicher hervor:

Mit Gott bin ich verbunden
Durch ein unlöslich Band;
Ich hab ihn treu erfunden
Auch hier im fremden Land.
Er ist in meiner Näh;
Mag mich der Satan hassen,
Von Gott will ich nicht lassen,
Wo ich auch geh und steh.

Und wenn „neue Götter mit falscher Herrlichkeit" locken und vollkommenes Glück schon auf dieser Erde versprechen, so weist der Dichter die Gleisner scharf zurück:

Fort mit den falschen Zungen,
Mit solcher Schmeichelei!
Noch niemals ists gelungen,
Stets bleibt es Trügerei.
Die Erde läßt sich nicht
In andre Bahnen lenken —
Drum will ich thun und denken,
Was echter Christen Pflicht.

Ich laß dich, Gott, nur walten.
Die Arbeit soll hinfort
In deiner Gnad mich halten,
Du Fels und Friedenshort.
Für das, was lieb mir ist,
Will ich das Schwerste wagen
Und nimmer mürrisch klagen,
Weil du mein Helfer bist.

. . . .

Wie steht es denn mit der Sonntagsheiligung bei den Ziegelern?

Nun, man darf sich nicht zu optimistische Begriffe davon machen. Die sechs Wochentage mit ihrer langwierigen und sehr harten Arbeit haben Uebermüdung hervorgerufen. So dient denn der Sonntag dazu, sich zunächst einmal gründlich auszuschlafen. Und weil die Arbeitstage dazu nicht Zeit lassen, muß er auch Muße geben, das zu bessern, was bei der Arbeit gerissen und schadhaft geworden ist. Erst soweit das Beides nicht nötig ist, kann der Sonntag idealen und

erbaulichen Zwecken geweiht sein. Daß dies ein großer Schade für das geistige und sittliche Leben des Ziegelers ist, weiß jeder besonnene Berufsgenosse. So ruft denn das kleine Gedicht „Ziegelers Sonntagsfreude in der Natur“ zu edlerer Benutzung des Sonntages auf. Das Gegenstück dazu bildet das Gedicht „Ziegelers Sonntagsfreude im Hause Gottes.“ Es ist wieder ganz im Kirchentone gehalten.

Willst du ein Schäflein Jesu sein,
So folge seinem Locken,
Geh freudig in die Kirch hinein
Beim hellen Klang der Glocken.
Da weile gern
Am Tag des Herrn,
Um Lob und Dank zu bringen,
Er hilft mit Andacht singen.

Er füllet dir die Seele ganz
Mit christlichen Gedanken,
Und läßt dich, wie im Sonnenglanz,
Gleich einer Rebe ranken
Zum Himmel hin
Mit Herz und Sinn,
Daß sich dein Trost vermehre
Bei guter, reiner Lehre. U. s. w.

Besonders sympathisch berührt es, wie immer wieder die Arbeit unter sittlichen Gesichtspunkten betrachtet wird, als ein Gottesdienst, als eine freilich saure Mühe, der man sich aber, um die geliebten Angehörigen daheim zu versorgen, mit Freuden unterzieht:

Kost es manchen sauren Tropfen,
Manchen sauren Tropfen Schweiß,
Mag das Herz doch fröhlich klopfen,
Wenn es sich geliebet weiß.

So kann sich auch ein gesunder Berufsstolz ausbilden, der allen Verächtern seiner Arbeit Trotz bietet.

Ich meine, bei solchen Beispielen sollte man an der Wiederdurchdringung unsrer Arbeiterwelt mit christlichen Ideen nicht verzweifeln. Man könnte freilich einwenden: solche Beispiele sind nicht Pfänder für die Zukunft, sondern stürzende Trümmer aus vergangenen Zeiten. Aber sind denn Vergangenheit und Zukunft durch eine unüberschreitbare Kluft geschieden? Der Rest der Vergangenheit muß überall zu einem fruchtbaren Saatkorne für die Zukunft werden.

Den wackeren christlichen Ziegelarbeitern aber sei von dieser Stelle aus ein herzliches Glückauf! zugerufen.

Bernhard Harms

Die Ritschlianer im Fall Weingart

Thatsächliches aus Hannover

Bei einer zweiten Besprechung des Falles Weingart hat Professor Beyschlag im Märzheft seines Deutsch-evangelischen Blattes uns „Ritschlianer“ in Hannover noch ungünstiger beurteilt, als ich es von ihm erwartet hatte. In dem seinem Urteil zu Grunde liegenden Berichte waren viele Irrtümer. So schickte ich am 22. März eine Entgegnung mit der Bitte, sie den Lesern des Deutsch-evangelischen Blattes nicht vorenthalten zu wollen.

Erst anfangs Mai bekam ich in einem freundlichen Schreiben die Antwort, daß meine Zuschrift nicht abgedruckt werden könnte. Beyschlag giebt zu, daß er „über die Richtungsverhältnisse in unsrer Synode ganz unorientiert“ sei, hält aber sein Urteil aufrecht. Wo sollten wir uns jetzt verteidigen? Vielleicht hätte ich ganz geschwiegen. Jetzt hat aber Nippold in der fünften und sechsten Abteilung seiner „Theologischen Einzelschule“ das Wesentliche aus Beyschlags Artikel aufgenommen, andre ähnlich gerichtete Aeußerungen dazu gestellt und geht daraufhin mit uns „Ritschlianern“ noch schärfer ins Gericht.

Gegen diese Berichte will ich in möglichster Kürze Folgendes sagen:

1. Auf unsrer Synode giebt es allerdings eine „Rechte“ und eine „Linke,“ und die wenigen Ritschlianer (vier?) haben in den meisten Fragen mit der Linken gestimmt. Wer aber die Linke als aus Ritschlianern bestehend sich denkt — und das thun offenbar Beyschlag und Nippold — befindet sich in einem für einen Berichterstatter und Kritiker unerlaubten Irrtum. Auf jeden mit unsern Parteiverhältnissen auch nur obenhin Vertrauten muß es höchst erheiternd wirken, daß unsre Linke aus „Ritschlianern“ bestehen soll. Aus diesem Vorbeigreifen kommt eine ganze Reihe Verwechslungen. Eine Erklärung des Superintendenten Knoke in Herzberg wird mit unsrer Erklärung verwechselt. (Der Bericht spricht von Knocke. Superintendent Knoke ist ein sehr ehrenwertes Mitglied der Rechten). Ich bin nicht ganz sicher, ob die Herren unsre Erklärung zu lesen für nötig gehalten haben. Ich verstehe sonst nicht, wie sie ihren Lesern einen Satz der Deklaranten mitteilen können, der sich gar nicht in der Erklärung findet.

Weniger wichtig ist, daß mir dabei zwei Rollen zugeteilt sind, die sich gegenseitig ausschließen. Einer von den zwei Geistlichen, die im gleichen Sinne wie D. Schultz sprachen, muß ich gewesen sein; und doch werde ich sofort mit einem deutlichen „Dagegen“ eingeführt.

Ich muß sehr bedauern, aber auch energisch protestieren, daß auf Grund solcher Berichterstattung über uns geurteilt wird. Sulzes Schrift war doch bereits erschienen!

2. Aber auch an unsrer Erklärung selbst sind Ausstellungen gemacht. Allerdings haben wir an „dem Urteil gegen Pastor Weingart nicht Kritik üben wollen.“ Wie das gemeint ist, war nicht schwer zu verstehen. Die berufenen Richter der letzten Instanz hatten gesprochen. Ich sage noch heute: Diese Richter konnten nicht anders, sie hätten sonst gegen ihre Anschauung und gegen ihr Gewissen geurteilt. Daher haben wir nicht gegen diesen Urteilsspruch, sondern gegen die unevangelischen Grundsätze protestiert, auf denen das Urteil ruht und die deutlich vom Landeskonsistorium in der Urteilsbegründung verwandt waren. Ich denke, auch damit haben wir gezeigt, daß es uns nicht einerlei ist, „ob einer unsrer Amtsbrüder zu Unrecht vergewaltigt wird;“ schon das „vergewaltigt“ allein würde uns, glaube ich, genügen. Weshalb haben wir denn zu der Sache gesprochen?

Ich bin sogar unbescheiden genug, einen Erfolg unsrer Erklärung zu sehen. Nämlich in der sogleich folgenden Behauptung Uhlhorns, Weingart sei nicht wegen seiner Auferstehungslehre, sondern deshalb verurteilt, weil er ausdrücklich erklärt habe, gegen die Bekenntnisschriften theologische Meinungen geltend machen zu wollen.*) Darin haben auch Andre einen vollen Rückzug der Behörde gesehen.

Endlich sollen wir nicht sagen dürfen, daß „wir in den Bekenntnisschriften unserer evangelisch-lutherischen Kirche den reinen und vollen Ausdruck des Evangeliums im Sinne der Reformation, den Ausdruck auch unsers persönlichen, freudig bekannten Glaubens finden.“ Und warum nicht? Beyschlag nennt die Abendmahlslehrdifferenz von Invariata-variata und verweist auf die Konkordienformel. Daß wir nicht an theologische Lehren denken, wenn wir vom Evangelium und von unserm persönlichen Glauben sprechen, kann Jeder wissen, sollte Beyschlag uns auch erlauben, da er in demselben Artikel gegen den ehrlichen Polterer Reichsboten schreibt: „Der Glaube, welcher die Kirche begründet hat und erhält, ist doch nicht das

---

*) In Nr. 13 dieses Blattes hatte ich auf diesen Punkt aufmerksam gemacht und eine Klarstellung für unumgänglich nötig erachtet. Bekanntlich stellt Weingart es rundweg in Abrede, je solche Erklärung abgegeben zu haben, so daß die Sache jetzt so liegt: Weingart ist eines Satzes wegen verurteilt, der ihm noch nicht nachgewiesen ist, und somit ist Weingart ein unerhörtes Unrecht geschehen. Seitens der Behörde ist Nichts erfolgt. In einem hiesigen Blatt bemüht sich schon länger ein Ungenannter, unter allen Umständen die Behörde zu verteidigen. Er hat auf meinen Artikel geantwortet und eine gänzlich belanglose Ungenauigkeit herausgefunden, im übrigen mich persönlich angegriffen, wozu er als Ungenannter das beste Recht hat. Den entscheidenden Punkt hat er zu umgehen gesucht. Ob Weingart die bestimmte Erklärung abgegeben hat, darum handelt es sich, nicht aber darum, ob jener advocatus Consistorii aus Weingarts Verhalten glaubt schließen zu können, daß Weingart die Bekenntnisschriften nicht gehörig respektiere.

hannoversche*) Fürwahrhalten des Konkordienbuches, sondern der Herzensglaube an die Liebe Gottes in Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen." Diesen Glauben meinten wir auch, hochverehrter Herr Professor, und freuen uns, hier mit Ihnen uns ganz einig zu wissen, auch wohl darin, daß wir sagen: Um dieses Glaubens willen sind die Bekenntnisschriften geschrieben und nur dieser Glaube wird gefordert, wenn wir uns zu ihnen bekennen und auf sie verpflichten sollen.

Adolf Chappuzeau

Nachwort des Herausgebers. Ich bedaure, daß der sehr verehrte Herausgeber der Deutsch-evangelischen Blätter mich in die Lage versetzt hat, obige Erklärung in der Christlichen Welt zu veröffentlichen. Da aber einmal diese Angelegenheit hier zur Sprache gebracht ist, möchte ich eine allgemeinere Betrachtung hinzufügen.

Fortwährend sind Kirchenzeitungen und verwandte Tagesblätter erfinderisch in Beschwerden über die „Ritschlianer." Neulich leistete ein recht grobes Exempel die (Hengstenbergsche) Evangelische Kirchenzeitung Nr. 20 mit einem aus lauter Unwahrheiten zusammengesetzten Bericht, der noch immer nicht berichtigt wurde, weder von der Redaktion noch aus dem Leserkreise des Blattes. Kaum jemals erwidern oder berichtigen die „Ritschlianer." Die Christliche Welt wird dafür nicht in Anspruch genommen und wäre auch immer nur in großen Ausnahmefällen zu haben. Mit der Christlichen Welt sind die „Ritschlianer" überhaupt übel dran: was in ihr Anstoß erregt, mutzt man ihnen auf, was an ihr anerkannt wird, rechnet man ihnen nicht zu. Sonst müßte vornehmlich die offene und von allen persönlichen oder parteiischen Rücksichten freie Haltung unsers Blattes auch ihnen gut geschrieben werden.

Ich möchte aber hier gelegentlich feststellen, daß es in der neueren Kirchengeschichte des protestantischen Deutschlands kaum vorgekommen ist, daß eine so starke und kirchlich thätige Gruppe von Theologen so anhaltend und treu auf Kirchenpolitik verzichtet hat. Wenn Einzelne aus gegebenem Anlaß ihr Ansehn und ihre Einsicht in besondern Fällen in die Wagschale werfen, so ist das ihre Pflicht und selbstverständlich. Aber diese ganze weder der Zahl noch der Kraft nach unbeträchtliche Richtung hat es fertig gebracht, in einer kirchenpolitisch bewegten Zeit sich überall, soweit ich sehe, des Parteitreibens zu enthalten. Ein unparteiischer Historiker der Zukunft wird das zu würdigen wissen. Wenn heute rechts und links fortwährend andre Deutungen die Parteipresse zieren, so sind diese charakteristisch für die Leute, von denen sie ausgehn. Sie suchen die „Ritschlianer" hinter dem Busch, hinter dem sie selbst zu sitzen pflegen.

Ausgeschlossen ist natürlich nicht, daß gewisse Nötigungen auch für diese „Ritschlianer" kommen können, kirchenpolitisch sich unter sich oder mit Andern zusammenschließen. Aber sie werden dann nicht mehr echte Ritschlianer sein.

R

Verschiedenes

Das Wort sie sollen lassen stan Und kein Danck dazu haben

Wie über die Entstehungszeit, so gehen auch über die Erklärung des Lutherliedes die Meinungen auseinander; namentlich über den rechten Sinn des Schlußverses und darin wieder um die obigen Zeilen geht der Streit. Eine gut orientierende Uebersicht bietet Runze in der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1898.

Was heißt: „und kein Danck dazu haben?"

Drei Ansichten stehen sich gegenüber:

1. Danck im Sinne von „Lohn." D. h. die Gegner müssen das Wort stehen lassen und sollen nicht einmal Lohn dafür haben, wir wollen ihnen dafür nicht einmal lohnen („danken"), weil sie es stehen lassen müssen, gar nicht anders können. Das dürfte die gewöhnliche Erklärung sein, mag nun „dazu" im Sinne von „zudem" oder von „dafür" (zu „Lohn" gezogen) gefaßt werden.

2. Danck = Absicht, Wille, wie es im Mittelhochdeutschen begegnet; das hieße: sie müssen das Wort stehen lassen, sie mögen wollen oder nicht, sie müssen auch wider Willen. Für das Trutzlied schien diese Erklärung vortrefflich zu passen.

3. Danck = Gedanken. D. h. sie sollen das Wort stehen lassen und ihrerseits nicht daran denken, es nicht einmal in Gedanken antasten. Den Meisten dürfte diese Erklärnng wohl zu farblos, fast philologisch-pedantisch erschienen sein. Und doch ist sie die richtige. Die bisherigen Differenzen in der Auslegung waren nur möglich dadurch, daß das Wort „Danck" zwar in verschiedenen Bedeutungen begegnete, daß man aber keine Parallele für die Redensart „kein Danck, dazu haben" besaß, vor allem nicht aus Luthers Schriften. Eine solche nun hat der Leiter der Weimarer Lutherausgabe, Professor Pietsch, in Luthers Schrift: „Von heimlichen und gestolen brieffen" (1529) entdeckt und teilt sie in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung (1900, Heft 1, S. 28) mit. Luther sagt an jener Stelle:

„Nu sol mir Hertzog George die Freiheit lassen, das ich yhn heimlich vrteile mit gedanken, schrifften, reden, wie ichs für Gott

*) Als Hannoveraner protestiere ich gegen dies Adjektiv.

weis zu verantworten, vnd sols keinen Dank dazu haben. Grobelt er aber darnach hinder meinem wissen und willen und laßt mirs abstelen, ... so hab ers yhm".

Hier kann über den Sinn kein Zweifel sein, der offenbare Gegensatz zwischen „Grobeln" (grübeln) und „keinen Danck dazu haben" verlangt die Bedeutung „keinen Gedanken darauf verwenden." Herzog Georg soll Luther die Freiheit lassen, heimlich über ihn zu urteilen, wie er es glaube, verantworten zu können, ohne Gedanken darauf zu verwenden. Thut er es doch und grübelt und spürt hinter Luthers Rücken nach, so muß er auch die Folgen tragen.

Damit ist die authentische Erklärung der Worte des (jener Stelle noch dazu zeitlich nahestehenden) Lutherliedes gegeben. Man wird jetzt erklären müssen: Das Wort sollen sie stehen lassen, so wie es ist, und sich gar nicht darum kümmern, nicht einmal in Gedanken, es geht sie nichts an.

Walter Köhler

Thomas von Kempen. Zu unserm Artikel über des Thomas von Kempen „Nachfolge Christi" in voriger Nummer sei der Hinweis auf katholische und evangelische Ausgaben des Buches nachgetragen. Die beste wissenschaftliche Ausgabe ist die von dem verstorbenen Hamburger Hauptpastor Karl Hirsche: Thomae Kempensis De imitatione Christi libri quatuor. Zweite Auflage. Berlin, Habel 1891. 376 Seiten 4, gebunden 5 Mk. An deutschen Uebersetzungen liegen mir vor: katholische von Bischof Sailer (Paderborn, Schöningh) und von Ungenannten eine größere und kleinere mit eingeschalteten „Uebungen und Gebeten" (784 S. und 376 S., beide Münster, Aschendorff); evangelische von Johann Arnd, dem Verfasser des Wahren Christentums, aus dem Jahre 1617 (Stuttgart, Steinkopf), von Johannes Goßner (Leipzig, Tauchnitz) und von v. Bethmann-Hollweg (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses). Man sieht, die Uebersetzer waren keine geringen Leute! Man studiere vergleichend die katholischen und evangelischen Bearbeitungen. Die sämtlichen Büchlein sind mehr oder minder Miniaturausgaben und sehr billig.

R

Die Fußspuren des lebendigen Gottes in meinem Lebenswege. Von Otto Funcke, D. theol., Pastor an der Friedenskirche in Bremen. Zweiter Band, mit Bild des Verfassers. Altenburg Geibel. 1900. 334 S. 3,60 Mk., gebunden 4,60 und 4,80.

Eine Empfehlung des Buchs ist nicht nötig; die große Funckegemeinde wird es mit doppelter Begeistrung aufgenommen haben als ein Buch nicht blos von, sondern zugleich über Funcke. Und eine Besprechung des Verfassers ist nicht nötig, weil die Christliche Welt schon früher in eingehender Würdigung auf ihn hingewiesen hat.

Also begnüge ich mich, dem Christen und dem Schriftsteller Funcke herzlichen Dank für diesen Einblick in sein an schweren Proben reiches Leben, von Mühe und Erfolg gesättigtes Wirken auszusprechen — trotz dem Buchtitel, und trotz manchen Einzelheiten, die mir nicht recht gefallen. Seine Frömmigkeit steht über allem Parteitreiben und hat einen weiten Horizont. Und wohlthuend war mir vor allem, daß immer mehr der Christ als der Pastor hervortritt. Ausgesprochene Pastorenbiographien sind mir ebenso unwillkommen, wie etwa in einer Gemäldeausstellung unter Landschaften und Stillleben das Bild eines Kollegen im Ornat.

Freilich, das Vorwort hätte mich beinahe abgeschreckt. Wenn ein Gefangener „Nietzsche, Ibsen und dergleichen geistreiche Leute" für seinen Fall verantwortlich macht, so beweist mir das vor allem, daß es mit seiner Selbsterkenntnis noch nicht weit her ist; damit aber ein Buch zu beginnen, halte ich für ebenso unerlaubt, wie wenn man für religiösen Wahnsinn irgend einen Prediger oder eine Richtung haftbar macht und daraus gegen das Christentum Kapital schlägt. Auch die tragikomischen Klagen über die Ueberschwemmung mit Briefen hätte ich gerne entbehrt. Einerseits ist dies Schicksal die notwendige Kehrseite des Schriftstellertums; andrerseits möchte ich doch befürchten, daß es sehr enttäuschte Gesichter gäbe bei den Lieblingen des Publikums, wenn einmal diese unwillkommene Flut ausbliebe. — Das sind Nebensachen; im Ganzen werden die Wenigsten das Buch ohne Ergriffenheit und Gewinn lesen, wohl aber werden wir alle dankbar sein, daß wir diesen Einen von unsern Alten noch haben.

Gustav Gerok

Gesammelte Schriften von Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Die Christliche Welt hat die seit dem Tode des Rektors Dörpfeld (1893) erschienenen Gesammelten Schriften desselben, wie auch das von seiner Tochter geschriebene Lebensbild, mit empfehlenden Anzeigen begleitet, wie es der Bedeutung des Mannes entspricht. Es liegen neu zur Besprechung vor der zweite und dritte Teil des achten Bandes und der neunte Band. Viel Zeit und Kraft hat der Verstorbene angewandt, die rechte und gerechte Schulverfassung in ihrer vollständigen Ausgestaltung darzulegen und zu empfehlen. Ihr sind auch die beiden vorliegenden Bände gewidmet: Achter Band, erster Teil: Die freie Schulgemeinde und ihre Anstalten auf dem Boden der freien Kirche im freien Staate. Zweite Auflage. 19 und 332 Seiten. 3,30 Mk. geb. 4 Mk. Zweiter Teil: Die drei Grundgebrechen der hergebrachten Schulverfassungen nebst bestimmten Vorschlägen zu ihrer Reform. Zweite Auflage. 8 und 128 Seiten. 1,40 Mk. Neunter Band: Ein Beitrag zur Leidensgeschichte der Volksschule nebst Vorschlägen zur Reform der Schulverwaltung. Vierte Aufl. Nebst zwei Anhängen. 10 und 371 Seiten. 3,60 Mk. Dörpfeld erlebte es nicht, daß seinen Schulverfassungsvorschlägen die Beachtung zu teil geworden wäre, die ihnen gebührte. Weder der Schulgesetzentwurf von Falk, noch der von Zedlitz nahm auf sie Rücksicht. Seit-

dem ist ein Schritt geschehen, der es noch weniger aussichtsvoll erscheinen läßt, daß seine Vorschläge Beachtung finden: die Regelung der Lehrerbesoldung. Er selbst hat es vorausgesagt (Fundamentstück S. 58 und Leidensgeschichte S. 5), daß durch eine Neuregelung dieser Seite des Notstandes auf dem Schulgebiet die Frage der Beseitigung der übrigen Mißstände für ein ganzes Menschenalter vertagt sein würde. Dennoch empfehlen wir das Studium dieser Teile seiner Gesammelten Schriften in Erinnerung an das Sprichwort: Gut Ding will Weile haben. — Der dritte Teil des achten Bandes (Zwei pädagogische Gutachten, dritte Ausgabe, 14 und 79 S., 80 Pfge.) ist auch des Studiums durchaus wert, wenngleich auch hier gilt, was oben gesagt wurde, daß die derzeitige Entwicklung des Schulwesens einen ganz andren Weg geht, als den von Dörpfeld als richtig bezeichneten. Dörpfeld empfiehlt in dem ersten Gutachten: Die vierklassige und die achtklassige Volksschule, auch für große und mittelgroße Städte die erstere vor der andern; auf dem Lande und in kleinen Städten wird die vierklassige Schule von selbst die Regel sein. Wir wären zur Zeit z. B. in Frankfurt froh, wenn wir nur achtklassige Bürgerschulen hätten; doch ist deren Zahl gering, es werden zwei bis drei Schulsysteme — sechzehn bis über zwanzig Klassen — verbunden und einem Dirigenten unterstellt. Das zweite Gutachten: Die konfessionelle und die paritätische Volksschule, vertritt, was bei Dörpfeld selbstverständlich ist, die erstere. Seine Empfehlung findet heute vielfach noch Zustimmung; aber die liberale Strömung der Zeit fordert die Simultanschule und wird sie zuletzt auch überall erreichen. In Frankfurt ist die städtische Schulverwaltung, die in mancher Beziehung so Hervorragendes leistet, in dieser Beziehung blind und errichtet seit 1872 mit Genehmigung der königlichen Schulaufsichtsbehörde eine Simultanschule nach der andern, und daneben auf Verlangen der katholischen Gemeinde katholische Schulklassen und Schulen! So hat denn Frankfurt zur Zeit nur 62 evangelische Schulklassen und daneben 83 katholische Klassen. Die Bevölkerung Frankfurts aber gehört zu sechzig Prozent der evangelischen, zu dreißig Prozent der katholischen Kirche an.

Peter Diehl

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 10 Mk. aus der Gemeinde Spellen; 5 von M, Elversdorf; 3 von N N, Bergen.

Für das notwendige Liebeswerk: 25 Mk. Jahresbeitrag von den Freunden der Christlichen Welt in Stade.

Für Armenien: 3,25 Mk. von F D, Jersleben.

Für Bessarabien: 3 Mk. von H, Budow.

Für Belgien: 10 Mk. von D, Jena: 5,50 Honorarverzicht von Z, Emden; 3 von N N, Bergen.

Für Mürzzuschlag: 39,20 Mk. Sammlung beim Jahresfest des evang. Arbeiter- und Bürgervereins zu Oberhausen II; 10 von D, Frankfurt a. M.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag 7. August, 5 Uhr, Rosenau: Christentum und Politik.

Eisenach. Montag 1. Oktober, 4 Uhr: Wie kann die Lösung der christologischen Frage erreicht werden? D. Sulze. Dienstag 2. Oktober, 9 Uhr: Die Religion in der Schule. Baumgarten, Beyhl, Drews, Schiele, Schwartzkopff, Vollmer und A.

Magdeburg. Vierteljahrsversammlung. Freitag den 10. August, 3 Uhr, Wuthe Hasselbachstr. 1. Gäste und Damen willkommen. Professor D. Loofs: Christi Auferstehung im Lichte der ursprünglichen Vorstellungen vom descensus („Höllenfahrt").

Versammlungskalender

August 9.—13. Studentenkonferenz zur Vertiefung christlichen Lebens in Eisenach
„ 9.—15. Theologischer Ferienkursus in Greifswald
September 11. Gustav-Adolf-Gesamtverein in Königsberg
„ 25. 26. Allg. Ev.-Prot. Missionsverein in Hamburg
Oktober 1. 2. Freunde der Christlichen Welt in Eisenach
„ 1.—4 Evangelischer Bund in Halberstadt

Für jede Vervollständigung dieses Kalenders ist dankbar D H

Die glückliche Geburt eines gesunden Töchterchens zeigen hocherfreut an
Prof. Dr. Krüger und Frau
Helene geb. Vermehren
Gießen, den 12. Juli 1900

Hauslehrer
cand. theol., musikalisch, sucht, auch bei Deutschen im Ausland, Hauslehrerstelle. Offerten mit Gehaltsangabe unter **J. R.** erbeten an die Redaktion d. Bl.

„Halte was du hast"
Zeitschrift für Pastoraltheologie
U. Mitwirk. v. D. F. Braun (Stuttgart), Dr. P. Kleinert (Berlin), Dr. H. A Köstlin (Gießen) herausgegeben von D. E. Sachsse. XXIII. Jahrgang 1899/1900. (Reuther & Reichard in Berlin.) Preis halbjährlich bei postfreier Zusendung 4 M.
Inhalt des soeben erschienenen 10. Heftes (Juli):
I. **Abhandlungen.** Veit, Unsere Diakonissen-Mutterhäuser und ihre Praxis. Zatzmann, Johann Gutenbergs Leben, Werk und Ruhm.
II. **Litteratur.** Knodt, Referat über die neueste katechetische Litteratur.
III. **Meditationen** und **Predigten über freie Texte** für **Predigten über die Seligpreisungen des Herrn:** 1. Matth. 5, 3—4 — 2. Matth. 5, 6 — 3. Matth. 5, 5—7 — 4. Matth. 5, 8 — 5. Matth. 5, 9 — 6. Matth. 5, 10—12 vom Herausgeber.
IV. **Kasualien.**
V. **Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart.**
VI. **Aus der übrigen theologischen Litteratur.**
VII. **Zeitschriftenschau.** Referate von A. Eckert.

Der Kunstwart
Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste! Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von
Georg D. W. Callwey, München

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

Probenummern
bitten wir ganz nach Belieben zu verlangen. Auch gewähren wir auf Antrag für Hotels, Bäder und Sommerfrischen Freiexemplare während der Reisezeit.
Verlag der Christlichen Welt

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Für 2 gebildete junge Mädchen, 17 Jahre, hier im Haushalt ausgebildet, sucht Stellung als Stütze der Hausfrau mit vollem Familienanschluß
Töchterheim des Evang. Diakonievereins Cassel, Amalienstraße 3

Was willst Du werden?
Ratgeber bei der Berufswahl
Der Militär-Intendanturbeamte
→ Preis 50 Pfg. ←
Verl. von Paul Beyer in Leipzig

WANGEROOG
Nordseebad.
Prospekte versendet
Die Badekommission

Soeben erschien:
Fichtes Sozialismus
und
sein Verhältnis zur Marxschen Doktrin
Von
Marianne Weber
(Volkswirtschaftliche Abhandlungen der Badischen Hochschulen IV. Band, 3. Heft)
Gross 8
Preis im Abonnement M. 3 —
Preis im Einzelverkauf M. 4 —
Obige Studie dürfte allgemeines Interesse erregen, umsomehr, als sie von einer Frau, der Gemahlin des Heidelberger Professors der Nationalökonomie, Max Weber, verfasst ist.
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B., Leipzig

Für die Trinitatiszeit!

Borgius, E., Consist. Rath., **Der christl. Glaube** nach d. 3 Artikeln i. e. Jahrg. Pred. 1892. Statt M. 4.— **2**—

Simonsen, Joh., Pastor in Katharinenheerd, **„Herr lehre uns beten!“** 10 Predigten über das heilige „Vater unser“. 117 S. 8'. 1893. brosch. Statt M. 1,60 **1.**—

Der Verfasser ist als tüchtiger Kanzelredner bekannt, und auch diese Predigten zeichnen sich aus durch innige Wärme und Begeisterung, sowie durch eine edle, das Herz ergreifende Sprache. Mögen sie Eingang finden in recht viele Christenhäuser, nicht allein in der Gemeinde, der sie zunächst dargeboten sind, sondern weit darüber hinaus, sie haben es wahrlich verdient, und der Segen wird nicht ausbleiben. (Eiderstädter Nachrichten Nr. 2789.)

Diese Predigten werden trotz der reichen Predigtlitteratur über das Vaterunser sich bald viele Freunde erwerben. (Theol. Anzeiger 1893 Nr. 3.)

Schlier, Joh., **Die Zerstörung Jerusalems.** 4 Betrachtungen z. 10. Sonntg. nach Trin. 1870. Statt M. —.60 **—.40**

Ferner offeriere:

Brockhaus, Lexikon 13. (vorletzte Aufl.) 16 Bde. ½ frz. 1882—88. Statt 160.— **35.**—

Brockhaus, Lexikon 14. Aufl. 16 Bde. ½ frz. Statt 160.— **75.**—

Meyer, Lexikon 4. Aufl. 1890. 17 Bde. ½ frz. Statt 170.— **45.**—

Meyer, Lexikon 5. Aufl. 17 Bde. 1898 ½ frz. Statt 170.— **90.**—

J. Krause,
Antiquariat, Halle a. S.

Im 7. Jahrgange erscheinen im unterzeichneten Verlage die

Internationalen Litteraturberichte

die sich die Aufgabe gestellt haben, den Leser über die Litteratur des In- und Auslandes in interessanten und fesselnden Artikeln zu informieren.

Preis pro Quartal bei 14 täg. Erscheinen M. 1.75, Ausland M. 1.85 franko.

Probenummern gratis und franko durch

C. F. Müller Verlag, Leipzig.

Hochinteressant für Alle und unschätzbar für Viele ist das neu erschienene allseitig aufs beste empfohlne Juwelenbuch: **„Vom Guten das Beste“** über das Wichtigste und Wissensnötigste für Jedermann. 178 S. 8⁰ fr. 1,15 M. Einsdg. Nachn. 1,35 M.

Ferd. Otto, Weimar

Engelswerk

C. W. Engels

in **Foche 31**, b. Solingen.

Grösste Stahlwarenfabrik mit Versand an Private.

Preisliste (640 Seiten) umsonst und portofrei!

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B. und Leipzig

Mein Recht auf Leben

von

Dr. Heinrich Spitta,

a. o. Professor der Philosophie an der Universität Tübingen

8. 1900.

Preis bei 30 Bogen Umfang und schöner Ausstattung **M. 6.**—

Die „Leipziger Zeitung“ schrieb in ihrer wissenschaftlichen Beilage vom 7. Juli d. J.

„Das Werk verdient ein grosses Publikum und einen Erfolg im edelsten Sinn des Worts. In kräftigen Zügen, mit tief eindringender Beziehung auf unsere Zeit stellt es sozusagen eine innere Biographie des denkenden modernen Menschen dar, der vermöge des durch den Reichtum der Formen der Gegenwart natürlich gesteigerten Selbstbewusstseins sich das Ziel stellt, die Welt zu beherrschen und sein Recht auf Leben zur inneren und äusseren Geltung zu bringen, trotz aller Hindernisse, welche die Natur aus erster und zweiter Hand, die Welt um uns, der Mensch neben uns, dem einen Ziel, sich auszuleben, fortgesetzt entgegenstellt. Wir meinen, dass eine Ausprägung dieses Gedankens vom Recht auf Leben gerade in einem Geschlecht, das auf den stolzen aber kalten Gedanken vom Kampf um das Dasein die Dinge stellen will, etwas ungemein Anmutendes und wahrhaft Befreiendes hat; es wird in diesem Buch ein Stück blauer Himmel wieder leuchtend klar, jenes unverwüstliche deutsche Gemüt, das um keinen Preis verzweifelt über dem Leid oder an der Lust mit Leib und Seele zu Grunde geht. Der Verfasser verfährt apagogisch, er zwingt uns zu dem Zugeständnis, dass wir aus eignem Vermögen weder als denkende, noch als handelnde Wesen ein vollkommenes Leben, wie es dem Daseinszwecke entspricht, auswirken können. Wissenschaft und Kunst vermehrt nach Goethes bekanntem Wort die Unruhe, sie zeigen uns nicht das letzte Ziel, sondern die grosse Schranke der Glückseligkeit. Durch unsere Willensbethätigung werden wir in das Reich der Pflicht und der Liebe geführt; aber hier sind die Bethätigungskreise viel zu klein und zu eng, als dass sie uns vollkommen befriedigen könnten. Entscheidend ist vielmehr die Erkenntnis, dass unser Leben dem höchsten Leben entstammt und zustrebt. Wir meinen, Augustins tiefes Wort spricht dies in guter Weise aus: du, o Herr, hast uns geschaffen zu dir, und unser Herz ist unruhig, bis dass es ruhe in dir. Es ist in dem Pflichtmenschen ein Ergänzungsbedürfnis; er stillt es im Anblicke der ewigen Liebe. Nun weiss er, dass er mangels eigner Kraft eine unerschöpfliche Kraftquelle hat, dass die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen kann. Wenn wir nun auch dem Philosophen in seiner religiösen Weltanschauung, die in der Einigung des Sittlichen und Religiösen, in der Vermenschlichung Jesu ihre Wurzel hat, durchaus nicht folgen können, so geben wir doch der bewundernden Freude Ausdruck, dass die gründliche und grosse Weltbetrachtung in einem Bedürfnischristentum inniger Art ihren Anker, in dem Heiland ihr Eiland findet. Es finden sich in den durchaus originalen Gedankengängen des aufbauenden zweiten Teiles oft Lücken, anstatt Brücken“. (Folgen einzelne Ausstellungen an dem Inhalt des Buches). „Wir stellen alle diese Bedenken im Einzelnen jedoch zurück gegen den wahrhaft erhabenen Eindruck, den wir von dieser geist- und gemütvollen Verteidigung einer Lebensanschauung und Lebensführung gewonnen haben, die Hutten zur Zeit der Wittenberger Nachtigall in dem schönen und tiefen Wort ausliess: iuvat vivere, es ist eine Lust zu leben!“ J. J.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Pianinos v. Mk. 400.— an.

Harmoniums

von Mk. 80.— an.

Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco.**

Wilh. Rudolph i. Giessen

Neuer Missionsatlas

in 35 Karten. Von D. R. Grundemann 8 M., Halbfrzbd. geb. 9,20 M. Als Text dient

Die evang. Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. Von † D. H. Gundert. Dritte Auflage, geb. 3. M. ☛ Eine vollständige Ueberschau !

Vereinsbuchhandlung in Calw & Stuttgart

Königl. Paulinenstift Friedrichshafen am Bodensee

Erziehungs- u. Unterrichtsanstalt für Töchter der gebildeten Stände v. 12—18 Jahren.

Eintritt Mitte Oktober oder Mitte Mai. Pensionspreis Mk. 800. — jährlich. Prospekte zu beziehen durch **Professor Knapp** Vorstand **Fräulein J. Späth,** Vorsteherin.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg